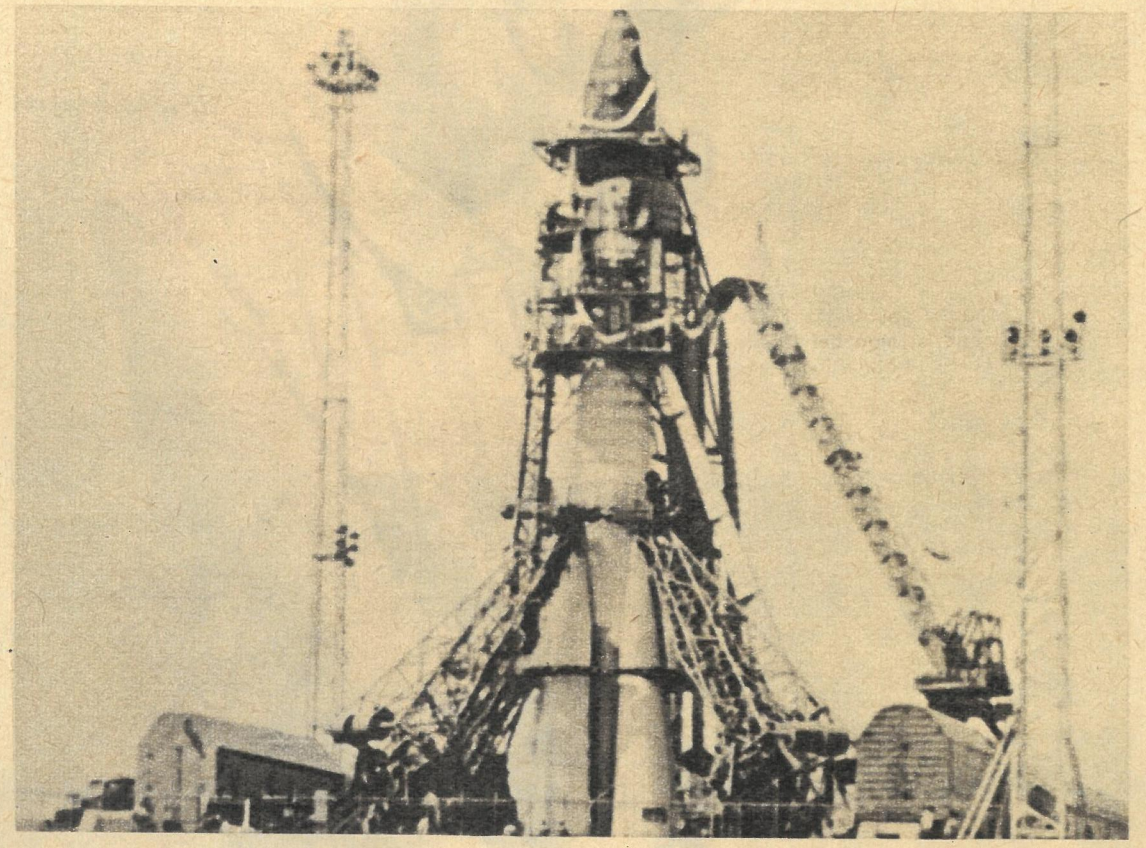
41
2. OKTOBERHEFT 1968
0,30 M
Foto: P. Friedemann

zb
ZEIT IM BILD

Rendezvous in Boxberg

mit drei alten Hasen an der Schwelle des zwanzigsten Jahres unserer Republik
(Seiten 10–13)

zb INFORMATION



MOSKAU. Von der Umlaufbahn eines künstlichen Erdsatelliten startete die Sowjetunion am 15. 9. die automatische Station Sonde 5 zu einem Testflug Erde–Mond–Erde. Nach dem Flug um den Mond landete die Station am 21. 9. im Indischen Ozean. Experten in aller Welt bezeichnen dieses Experiment als „wichtige Vorstufe zu dem von den USA und der Sowjetunion gleichermaßen verfolgten Ziel, bemannte Raumschiffe zum Erdbegleiter zu entsenden und Menschen auf dem Mond landen zu lassen". Über Möglichkeiten und Bedeutung dieser Mondexpeditionen schreibt Heinz Mielke in seiner fünften Folge von „Die Enkel des K. E. Ziolkowski" nächste Woche in der zb: „Besuch beim Nachbarn". Fotos: Zentralbild

BERLIN. Zehn Tage weilte eine von Armeegeneral O Dschin U (2. v. r.), Kandidat des Politbüros der Partei der Arbeit Koreas und Chef der Politischen Hauptverwaltung der koreanischen Volksarmee, geleitete Militärdelegation in der DDR. Die Gäste machten sich insbesondere mit den Traditionen und dem neuesten Stand der Ausbildung von Soldaten und Offizieren der Nationalen Volksarmee vertraut. Ihrer Überzeugung, daß sich die freundschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Völkern in Zukunft noch weiter vertiefen werden, gaben sie auf einer deutsch-koreanischen Freundschaftskundgebung in Berlin Ausdruck. „Das ganze koreanische Volk unterstützt den gerechten Kampf der deutschen Genossen für die Festigung und den Schutz der Arbeiter-und-Bauern-Macht in der DDR", erklärte O Dschin U.

Martin Radmann kommentiert

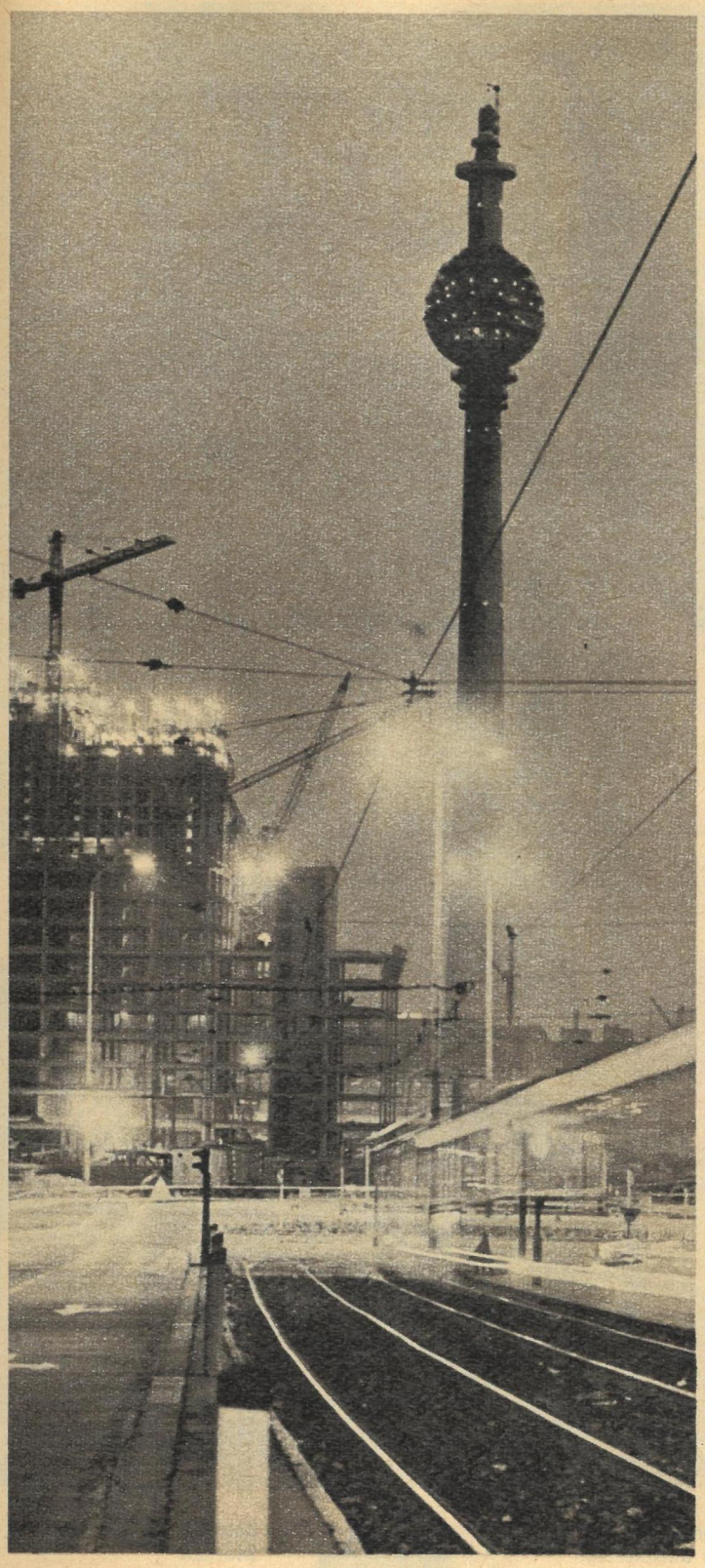
Neunzehn Jahre

Als unsere Republik geboren wurde, war ich gerade 19. Nun ist sie selber so alt. Ihre 19 Jahre habe ich von Anfang an mit wachen Augen und mit wachsendem Bewußtsein als Journalist miterlebt, der in diesen Entwicklungsprozeß ganz natürlich einbezogen war – wie jeder von uns, der vieles erst zu lernen und zu begreifen hatte und der begriff, weil die alten Kommunisten, die immer um den Sieg ihrer Klasse gekämpft hatten, ihre Erfahrungen nicht als ihren persönlichen Schatz hüteten, sondern jedem gaben, ob er nun gleich etwas damit anzufangen wußte oder nicht. Zeit ist Glück. Diese 19 Jahre waren es für mich. Und, das weiß ich sicher, auch für alle Kollegen meiner Generation, die ihre Feder für die Wahrheit, für den Sieg des Sozialismus, für ein gutes, vor allem sicheres Leben führten – und gegen den Feind. Schon deshalb klammere ich die harten Zeiten, die Widrigkeiten, die Rückschläge nicht aus. Der Kampf um das Gute schließt den Kampf gegen das Böse ein.

„Ich möchte noch mal zwanzig sein", beginnt ein altes Lied. Nichts dagegen, aber was es sagen will, empfinde ich nicht. Ich habe keine Sehnsucht nach Vergangenem, aber brennendes Interesse an der Zukunft. Jetzt 19 sein wie jene, die im Gründungsjahr der DDR geboren wurden und von denen manche in diesem Jahr ihr Studium begannen, andere ihren Facharbeiterbrief erhielten, das könnte mich reizen. Könnte – aber viel mehr versuche ich mir vorzustellen, wie es sein wird, wenn ich 50 oder 60 Jahre alt bin, und da stelle ich zunächst einmal fest, daß mir dieses Denken in die Zukunft viel leichter fällt als vor 19 Jahren. Woran liegt das? Daran, daß die Blütenträume unserer Jugend durch Ruinen, durch die unmittelbaren Sorgen von einem Tag zum anderen begrenzt wurden. Es kam der Augenblick, da Wilhelm Pieck in der Karl-Marx-Allee den Grundstein zu den ersten neuen Häusern legte, zu denen mit den Laubengängen – ganz recht –, die sich jetzt wie Aschenputtel verstecken, Altbauten sind sie schon. Damals welch Ereignis, an dem ich als junger Lokalreporter teilnehmen durfte.

Die Weimarer Republik überdauerte keine 15 Jahre, Hitlers tausendjähriges Reich zerbarst nach 12 Jahren. Der sozialistische Staat deutscher Nation ist 19 und geht auf den 20. Geburtstag zu. Er ist der stabilste deutsche Staat in diesem Jahrhundert. Der stabilste: denn natürlich gibt es da die westdeutsche Bundesrepublik, geschaffen, um Frieden und Fortschritt und Sozialismus in ganz Deutschland den Weg zu verlegen und die Nation zu spalten. Gegründet, um die inzwischen von Franz Josef Strauß offen verkündete These zu realisieren, „der zweite Weltkrieg ist noch nicht zu Ende", was bedeutet: Die deutschen Imperialisten wollen seine Ergebnisse, die Realitäten in Europa revidieren. Wie anders als durch Gewalt?

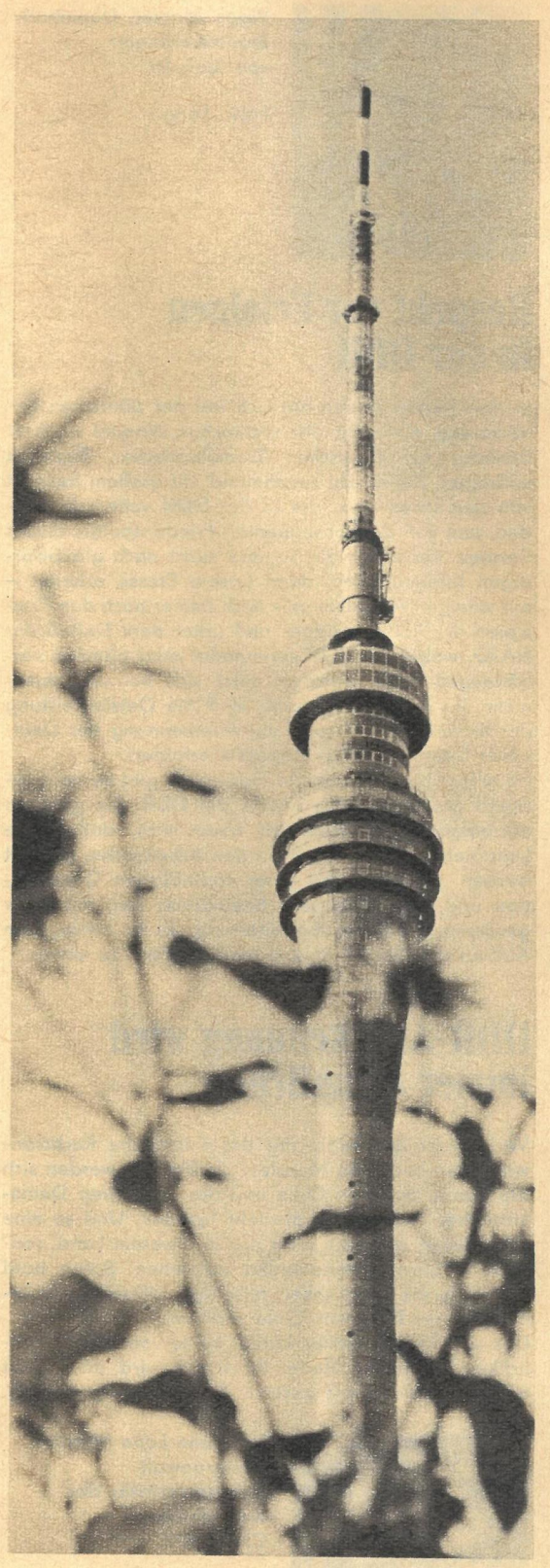
Und ebendiese Politik des kalten Krieges, der Aggression, der Alleinvertretungsanmaßung haben sie 19 Jahre gegen uns praktiziert. Gegen einen Staat, der niemals Gleiches mit Gleichem vergalt, sondern beständig an Einsicht und Vernunft appellierte, friedliche Koexistenz und Normalisierung suchte und immer wieder vorschlug. Sie kamen nicht durch. Wir und die Kräfteverhältnisse in Europa haben ihnen die Grenzen ihrer Macht gezeigt. Denn noch niemals in der deutschen Geschichte hat es einen in der Menschengemeinschaft so festgefügten Staat gegeben wie diesen, in dem man – deshalb – heute nicht das Morgen träumt, sondern plant und sich recht genau vorstellen kann. Und das mit dem sicheren Bewußtsein, daß die Zeit viel mehr in der Zukunft als in der Vergangenheit Glück bedeutet, weil sie – voller größer werdender Aufgaben – immer schöner wird.



Grüße von Turm zu Turm

„Hallo, Telespargel, geht's gut voran?" „Grüß dich, Elbnadel! Die Termine werden gehalten. Alle an meinem Bau beteiligten Betriebe schlossen sich dem Wettbewerb zum 20. Jahrestag an." „Auch meine Turmbauer haben im sozialistischen Wettbewerb die Voraussetzungen geschaffen, daß ich am 7. Oktober 1969 meine ersten Gäste empfangen kann. Mein Äußeres ist fertig, meine endgültige Höhe, 252 Meter, erreicht." „Nun, bald werde ich auch soweit sein; schließlich muß ich doch über hundert Meter höher wachsen als du. In meinem Inneren rumort es tüchtig. Der Ausbau von Aussichtsgeschoß und Café in der Kugel geht zügig vonstatten. In meinem Fuß ist man bei Maurer-, Putz-, Stuck- und Installationsarbeiten, und bis Dezember wird der Antennenträger montiert." „Bei mir sieht's ähnlich aus. Im Turmcafé, das im 13. und 14. Geschoß liegt, arbeiten Stukkateure, die Plattform erhielt Spezialfußboden sowie eine stählerne, mit Sicherheitsglas abgeschirmte Brüstung, und in den Geschossen, die funktechnische Anlagen aufnehmen, ist man bei der Montage der Geräte. Im Antennenträger über der Aussichtsplattform werden die Antennenfelder, die das Ausstrahlen des Fernsehprogramms besorgen, installiert." „Was meinst du, können wir beide am 7. Oktober 1969 Geburtstagsgäste begrüßen?" „Ist doch klar; schließlich sind für unsere Erbauer ausgezeichnete Qualitätsarbeit und Termintreue Ehrensache."

Fotos: Zentralbild



Parschaus Politik im Quadrat

„Gratuliere zum neunzehnten!" – „Gleichfalls, Papa!"

Für den Geburtstagstisch

Rentnerbrigade. Durch den Fleiß ihrer Bürger konnten in der Gemeinde Leutersbach, Kreis Zwickau, im Wettbewerb zur Vorbereitung des 20. Jahrestages der DDR bereits 109 000 Mark erzielt werden. Besonderen Anteil daran hat die Rentnerbrigade des Ortes, die unter anderem eine neue Brücke baute sowie einige andere verbreiterte. Bis zum nächsten Jahr wollen die Brigademitglieder die Straßenunterführungen so instand setzten, daß sie mit allen neuen landwirtschaftlichen Großgeräten befahrbar sind. Neben den sichtbaren Verschönerungsarbeiten innerhalb des Ortes – es wurden z. B. neue Grünanlagen geschaffen, ein Kinderspielplatz angelegt sowie durch Ausbau neue Wohnungen gewonnen – legt die Gemeinde besonderen Wert auf die Verbesserung des geistig kulturellen Lebens. So sollen die in der sozialistischen Landwirtschaft Beschäftigten im Dorfklub neue Möglichkeiten für ihre weitere Qualifizierung erhalten.

Millionäre. Neue Millionäre im Wettbewerb der Städte und Gemeinden des Bezirkes Karl-Marx-Stadt sind Lauter mit 1,1 Millionen Mark, Lößnitz mit 1,15 Millionen Mark, Schönheide mit 1,1 Millionen Mark und Zwönitz mit 1,3 Millionen Mark. In Lauter wurde die Initiative auf die Verschönerung des Stadtzentrums konzentriert, in Lößnitz standen im Mittelpunkt dieser freiwilligen Arbeit Werterhaltungsmaßnahmen an Häusern und Gewinnung von Wohnraum durch Um- und Ausbau. Baureparaturen und der Ausbau eines Naherholungszentrums waren Schwerpunkte der Arbeit in der Gemeinde Schönheide, während die Bürger der Stadt Zwönitz besonders beim Ausbau des Stadtzentrums und der Parkanlagen halfen.

Neues Wettbewerbsziel. Werte in Höhe von 330 000 Mark zu schaffen, hatten sich die Bewohner der kleinen Ortschaft Beiersdorf im Kreis Großenhain als Wettbewerbsziel gestellt. Inzwischen konnte der Ortsausschuß der Nationalen Front weitere Objekte, wie den Bau einer zweiten Staustelle, den Bau eines Fahrradständers für die Schule und die Errichtung einer Ufermauer am Dorfbach, in das Wettbewerbsprogramm aufnehmen. Dadurch erhöht sich der Anteil der Beiersdorfer auf 465 000 Mark.

Viggo Marker, Dänemark
Stadtverordneter
von Slagelsi

Foto: Lange

Respekt vor Erfolgen in der DDR

In den letzten Jahren hat sich bei der dänischen Bevölkerung ein recht offensichtlicher Wandel in ihrer Stellung zur Deutschen Demokratischen Republik vollzogen. Sie spricht zunehmend mit großem Respekt von den Leistungen, die in der DDR vollbracht werden, und von der konsequenten Friedenspolitik dieses Staates. Vor allem die Jugend sucht nach glaubwürdigen Informationen, denn unsere Presse arbeitet – mit wenigen Ausnahmen – noch immer nach den Prinzipien des kalten Krieges und unter dem Einfluß der NATO, wobei die DDR verleumdet oder gänzlich verschwiegen wird. Trotzdem setzt sich bei uns immer mehr die Auffassung durch, daß die Gewährleistung der Sicherheit in Europa die Anerkennung der Deutschen Demokratischen Republik erfordert.
Ich selbst bin Gärtner. In Dänemark gibt es entsprechend große Betriebe wie in der DDR. Sie gehören einzelnen Kapitalisten. Ich freue mich, daß solche Unternehmen bei Ihnen von den Arbeitenden geleitet werden, und zwar mit einer vorbildlichen Organisation und, was mich sehr beeindruckt hat, mit einer gewissen sachlichen Begeisterung. Es ist schön, den Aufbau des Sozialismus in meinem Fach zu sehen.

DDR-Anerkennung wird immer dringlicher

Vor einiger Zeit sagte mir der chilenische Rechtsanwalt Laureano León Morales: „In Zukunft werden sich die Bande zwischen Chile und der Deutschen Demokratischen Republik noch mehr festigen. Und so eine Entwicklung wird sich nicht nur in unserem Land, sondern in ganz Lateinamerika vollziehen. Schon bald wird sich die Möglichkeit allseitiger offizieller Beziehungen der DDR mit Chile eröffnen."
Das war kein schnelles Urteil, keine von bloßer Höflichkeit bestimmte Rede. Ihr Inhalt wird auch nicht dadurch außer Kraft gesetzt, daß die nach dem 21.

Laureano León Morales
Rechtsanwalt
Generalsekretär des
Kulturinstitutes
Chile-DDR

Foto: Töpelmann

August ins Maßlose gesteigerte Hetze unserer Feinde manchen Kopf verwirrte. Die Bewegung zur Anerkennung der DDR bestimmen Faktoren, die durch keine Verleumdung außer Kraft zu setzen sind. Von solchen Faktoren war zum Beispiel die Rede, als sich im vergangenen Jahr zu Ehren des Jahrestages der DDR Senat und Deputiertenkammer Chiles zusammenfanden. Dabei erklärte Señor Contreras, Chile füge sich selbst ernsten Schaden zu, wenn es eine Position der Isolierung gegenüber der DDR einnehme. „Die Deutsche Demokratische Republik hat uns in jeder Hinsicht viel zu bieten, denn sie ist eines der am weitesten fortgeschrittenen Länder der Erde." Und Señor Tarud fügte ein Argument von noch größerem Gewicht hinzu: „Ich glaube aufrichtig, daß die Anerkennung der juristischen und nationalen Rechte der Deutschen Demokratischen Republik eine wesentliche Bedingung für einen stabilen Frieden und den Fortschritt in der Welt ist."
Ein anderer weitgereister Gast unserer Republik, Professor Tanaka aus Tokio, erklärte mir kürzlich: „Warum wir für die Anerkennung der DDR sind, ist sehr einfach: Diese Anerkennung ist ein wichtiger Bestandteil des Kampfes gegen den Imperialismus und für den Frieden der ganzen Welt."

Eine derart klare Erkenntnis der Fronten erzeugt solche Stellungnahmen, wie wir sie zum Beispiel Anfang September in der finnischen Zeitung „Kansan Uitiset" lesen konnten. Das Organ der Demokratischen Union des Finnischen Volkes erklärte, die Anerkennung der DDR als gleichberechtigten Staat neben Westdeutschland sei um so dringlicher, „als der westdeutsche Bundeskanzler Kurt Georg Kiesinger unter Bezugnahme auf die Tschechoslowakei erneut die Festigung der NATO fordert". Die offizielle westdeutsche Politik sei „identisch mit der hartnäckigen Bekämpfung der Entspannung, der Aufrechterhaltung von Plänen über die ‚Befreiung' der DDR, der demonstrativen Kriegsübungen ein paarmal jährlich, der Unterstützung von Revanche und Neonazismus . . ."
Auch in Indien forderten kürzlich mehr als tausend Studenten und Professoren der Universität Kalkutta von ihrer Regierung nachdrücklich die Aufnahme diplomatischer Beziehungen zur DDR.

G. Töpelmann

Deutsch-sowjetische Freundschaft Herzenssache

Es ist schon zu einer schönen Tradition geworden, daß in jedem Jahr Journalisten der Zeitschrift „Sowjetunion" für einige Zeit Gäste der Redaktion „Zeit im Bild" sind. Für mich ist mit dieser Einladung ein lang gehegter Wunsch in Erfüllung gegangen. Schon durch meine Arbeit – unsere Zeitschrift hat auch in der DDR viele Leser – verfolge ich sehr aufmerksam die Entwicklung des ersten deutschen Arbeiter-und-

Zinaida Moskovskaja,
Moskau
Leiterin der
Fotoabteilung
der Zeitschrift
„Sowjetunion"

Foto: Buschmann

Bauern-Staates. Und ich muß gestehen, meine Erwartungen haben sich voll erfüllt, ja sie sind – obwohl die Reise noch nicht zu Ende ist – bereits übertroffen worden. Besonders beeindruckt bin ich vom Aufbau Dresdens, aber auch davon, wie sorgfältig die alten Kulturdenkmäler Ihres Landes gepflegt werden, um alle Schichten der Bevölkerung mit den Kunstwerken und den guten Traditionen der Vergangenheit vertraut zu machen.
Es ist für mich besonders schön zu wissen, daß die freundschaftlichen Beziehungen, die unsere beiden Länder verknüpfen, bei so vielen Menschen in der Deutschen Demokratischen Republik zur Herzenssache geworden sind. Das habe ich in diesen Tagen immer wieder gespürt. Sehr beeindruckt hat mich auch der Stolz der Bürger der DDR auf ihre wirtschaftlichen und politischen Erfolge.
Zur Zeit feiert Ihre Republik den 19. Geburtstag, und schon berichten Zeitungen, Rundfunk und Fernsehen über Vorschläge, Verpflichtungen und bereits Vollbrachtes zu Ehren des 20. Jahrestages der Gründung der DDR. Das zeugt von einer echten Liebe der Bürger zu ihrem Staat.
Ich wünsche ihnen bei der Vorbereitung dieses wichtigen Ereignisses viel Erfolg.

626

Für unsere Freunde in Vietnam

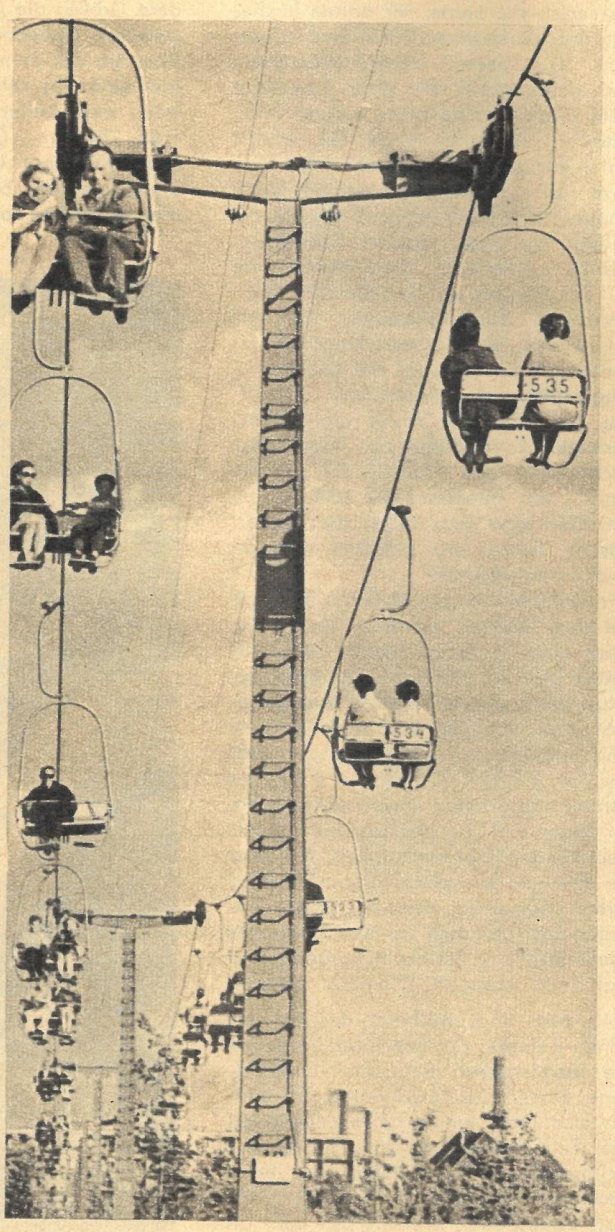
Das Lehrer- und Erzieherkollektiv der Betriebsschule der Deutschen Post in Schwerin-Ostorf überwies dieser Tage 112 Mark auf unser Solidaritätskonto. Sie schreiben dazu: „Wir Lehrer und Erzieher der BDP Schwerin haben uns verpflichtet, monatlich ein halbes Prozent unseres Bruttogehaltes für Vietnam zu spenden. Wir begrüßen es, daß ‚Zeit im Bild' diese Aktion fortsetzt, und zahlen zum zweitenmal einen Betrag auf Ihr Sonderkonto ein. Gleichzeitig danken wir für die uns übersandte Puppe aus Frankreich." Auf einer Postkarte, die uns die Genossin Lieschen Friedrichs aus Berlin schickte, steht: „Ich bin im 83. Lebensjahr. Die vietnamesischen Kinder tun mir so leid. Deshalb habe ich mir vorgenommen, solange ich lebe, jeden Monat von meiner Rente für sie 20 Mark abzugeben." 20 Mark erhielten wir auch von den Kindern der örtlichen Ferienspiele der Friedrich-Schiller-Oberschule Neustadt, die Heilkräuter sammelten, trockneten und verkauften. 5 Mark kamen von Herbert Luschetz aus Delitzsch und 100 Mark von Eduard Schikora aus Dresden. Der jetzige Stand unseres Sonderkontos: 16 465 Mark.

Hier wieder die Anschrift für die Zahlkarte: Sonderkonto „Zeit im Bild", Postscheckkonto 626, Dresden.

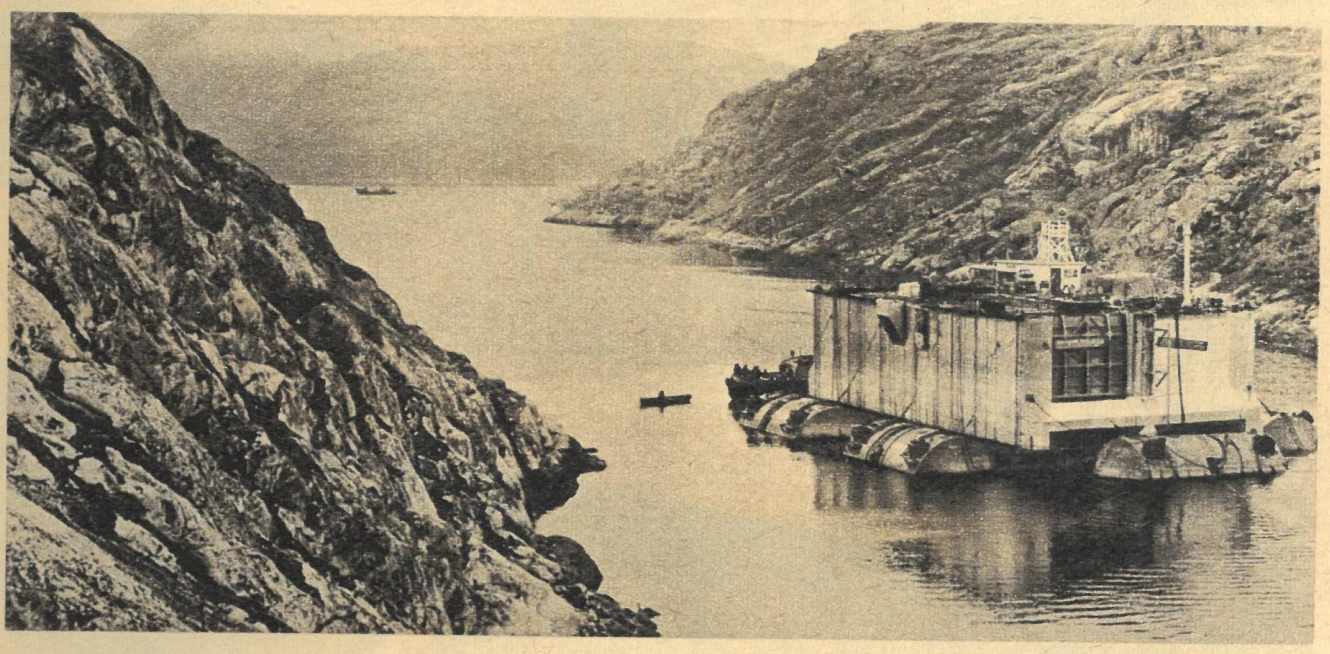
Erfolgreich schloß die Schweriner Post ihre Versuche ab, Pakete über Automaten zu verteilen. Der Empfänger, dem lediglich der Schlüssel des entsprechenden Faches der Automatenanlage zugestellt wird, ist an keine Postöffnungszeiten gebunden und kann seine Sendung zu dem für ihn günstigsten Zeitpunkt abholen.

Auf mehrere Millionen Pfund Sterling werden die Sachschäden der schweren Naturkatastrophe in Südengland geschätzt. Wolkenbruchartige Regenfälle verwandelten weite Gebiete der Grafschaften Kent, Essex, Surrey und Sussex in Schlamm- und Wasserwüsten und machten Tausende Menschen obdachlos.

Mit Stethoskop und Palette. Unter diesem Motto steht eine Ausstellung im Berliner Haus der DSF, auf der Ärzte und Schwestern künstlerische Arbeiten vorstellen. Unser Foto zeigt Medizinalrat Dr. Rudolf Krienitz vom Städtischen Krankenhaus Berlin-Prenzlauer Berg in seinem Atelier.



Hoch über Katowice zu schweben gehört zu den schönsten Erlebnissen sowohl der Touristen als auch der Bewohner der polnischen Industriemetropole. „Elka", die Seilbahn, führt über eine Strecke von fünfeinhalb Kilometern und bietet 1400 Personen Platz.



Nach neunzehnstündigem Schlepp erreichte Ende August die Kraftwerkszentrale des ersten sowjetischen Gezeitenkraftwerkes ihren Bestimmungsort, die Kislaja-Bucht. Gebaut in der Kola-Bucht bei Murmansk wurde sie – gestützt von sechs Pontons – auf dem Wasserwege in die 100 Kilometer entfernte Kislaja-Bucht gebracht.

Fotos: Zentralbild

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz

Verlagsdirektor: Günther Zumpe

Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf

Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43

Anzeigenverwaltung: DEWAG WERBUNG, 806 Dresden
Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953
Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M, Abonnementspreis monatlich 1,30 M
Bankkonto: Industrie- und Handelsbank Dresden 4/1862
Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b. Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412
Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf 42 093 305

Grusiniens Größen

Über ein Rohrwerk, die Universität und eine dritte Größe: die deutsch-sowjetische Freundschaft

Da sagen die Leute, wir hätten in diesem Jahr einen winterlichen Sommer gehabt. Zugegeben, eitel Sonnenschein und gelegentlich ein paar Plusgrade mehr wären uns bestimmt willkommener gewesen. Aber ich frage Sie, warum helfen wir da so wenig nach? Wie? Man setze sich einen Jägerhut auf den Kopf, schultere die Jagdflinte und schieße mit selbiger auf einen Habicht. Fällt dieser zufällig ins Wasser, dann werden Sie bei der Rettung der Jagdtrophäe möglicherweise auch feststellen, daß das H_2O warm ist. Wachtan Kurgasan jedenfalls hat – so sagt die Legende – freudestrahlend ausgerufen: „Tbili!", was auf grusinisch soviel wie „warm" bedeutet. Es bedurfte nur noch dreier Buchstaben, und Tbilissi, die „warme Stadt", war geboren. Seit 1500 Jahren schwitzen dort jetzt selbst die Wetterfrösche. Sollten wir Potsdam vielleicht doch umbenennen?

Wir verschmähten die 38 Grad im Schatten und strebten höheren Werten zu. Nach einer knappen Stunde Autofahrt hatten wir die richtige Urlaubstemperatur. Wenn es nur nicht so laut gewesen wäre! Aber ein Stahlwerk ist eben kein Sanatorium, und schon gar nicht das von Rustawi. Da sind die wie zur Parade aufgestellten Hochofenbatterien, vor denen der Chargierkran mit respektgebietender Geschwindigkeit hin und her rollt und so manche Tonne Eisenerz verteilt. Kunststück, die Lagerstätten befinden sich praktisch vor den Toren des Kombinats. Die Steinkohlengruben sind auch „nur" etwa 200 Kilometer entfernt.

1945, also noch während des heldenhaften Kampfes der Sowjetarmee gegen die faschistischen deutschen Eindringlinge, kamen die Projektanten. Sie hielten sich nicht lange beim Zeltebauen auf. Eine Fläche von 300 Hektar war zu bebauen. 1946 erfolgte der erste Spatenstich. Direktor Scharnikidse, damals Bauarbeiter, erinnert sich noch an jede Einzelheit: „Wir brauchten Spezialisten. Unseren Fachleuten fehlte für einen solchen Giganten ganz einfach die Erfahrung. Die anderen Unionsrepubliken halfen uns. Das Werk sollte mit seinen Stahllieferungen besonders den Bedarf der mittelasiatischen Sowjetrepubliken decken. Und wir haben unser Wort gehalten: Schon ein Jahr nach der Grundsteinlegung floß der erste Stahl."

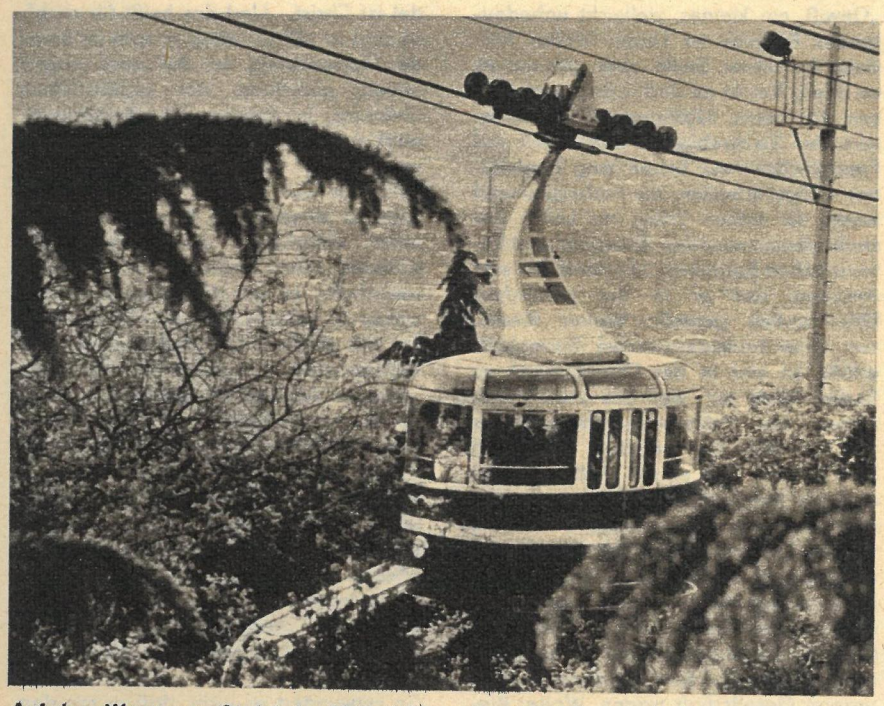
Nun könnten wir die 22bändige Werkschronik hernehmen und damit zb für etwa 22 Jahre mit einem spannenden und packenden, von 12 500 Arbeitern und Ingenieuren geschriebenen Erlebnisbericht füllen. Es geht natürlich auch kürzer: In Rustawi werden vorwiegend nahtlose Rohre hergestellt. Das Rohrwalzwerk wurde 1962 voll mechanisiert. Dadurch wird die Produktion im laufenden Fünfjahrplan um 40 Prozent steigen. Schon heute geben die Hochöfner ihrem Staat jährlich eineinhalb Millionen Tonnen Stahl. 30 Prozent der für Erdölpipelines bestimmten Rohre werden exportiert, und die DDR darf sich glücklich schätzen, daß das „schwarze Gold" nicht schlechthin durch eine Erdölleitung, sondern durch die Pipeline „Freundschaft" fließt, die damit auch eine Brücke zu den Werktätigen in Rustawi schlägt. Andere „Größen" an Rhein und Ruhr berücksichtigten bei ihrem sogenannten Röhrenembargo nicht diese grusinische Größe und werden nicht gern an ihre Schlappe erinnert. Eine andere Größe: die Universität in der grusinischen Hauptstadt, erst 50 Jahre alt. Aber sie hat es in sich! 14 000 Studenten! Und das will schon etwas heißen, wenn man bedenkt, daß in den ehemals „finsteren Gebieten" des zaristischen Rußlands Unwissenheit und Analphabetentum besonders tief wurzelten. Wer hätte vor 1917 zu prophezeien gewagt, daß 51 Jahre später annähernd 50 Prozent der in Tbilissi Studierenden weiblichen Geschlechts sind? Daß die Töchter grusinischer Teebauern und Weinspezialisten in den Hörsälen sitzen, selbstbewußt, modern gekleidet, und in die speziellen Probleme der Philologie, der Germanistik, der Mathematik, der Chemie, Physik und Pädagogik eindringen? Heute ist das längst Selbstverständlichkeit, so selbstverständlich, daß Lala Ziksda, Nana Oraschwili und Tschimo Schakaradse nicht nur deutsche Sprache und Literatur studieren, sondern auch nach Jena und Weimar reisen, um ihre Sprachkenntnisse zu vertiefen. „Wir werden den Aufenthalt in der DDR, die Begegnung mit guten

Moderne Linien vereinen sich mit nationalen Traditionen bei Neubauten überall in der 1500 Jahre alten Stadt.

Fotos: Arnhold (4), Grothe

Sie kennen ihre Freunde: Studentinnen aus Tbilissi, bekannt in Jenas Universität, und Rustawis Stahlwerker, deren Rohre Erdöl von Kuibyschew nach Schwedt führen.

Nächtliches Tbilissi. Die Hauptstadt der im Südwesten des europäischen Teils der UdSSR liegenden Grusinischen SSR beherbergt 842 000 Einwohner (1967).



Auf dem Wege zum Gipfel des Tbilissi überragenden Mtazminda-Berges.

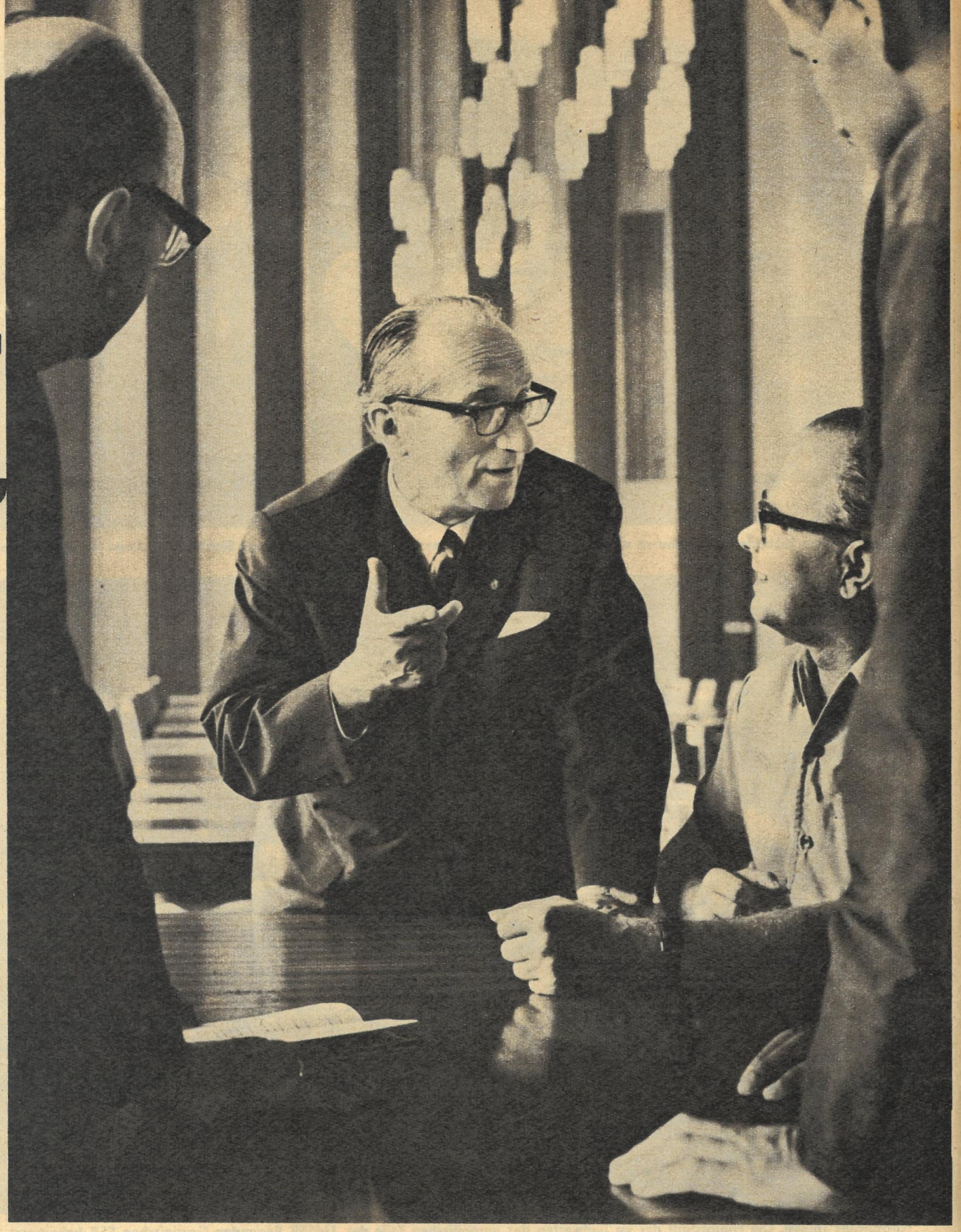
Freunden, stets in bester Erinnerung bewahren." Lala, die das schwarze Haar zu einem Zopf geflochten hat, scheint sich nicht nur in Jena und die Saale verliebt zu haben. Nana, einer angehenden Deutschlehrerin, hatte es – außer den Fachsimpeleien mit Jenenser Kommilitonen – der Studentenkeller angetan: „Viele Abende saßen wir zusammen, erzählten, tauschten Erfahrungen aus, sangen gemeinsam deutsche und grusinische Volkslieder. Und getanzt haben wir natürlich auch. Die Jenaer Berge haben uns übrigens an unsere grusinische Heimat erinnert." – „Hat sich Ihre weite Reise also gelohnt?" Einstimmige Antwort: „Schon der hochverehrte Meister Goethe hat einmal gesagt, daß die Theorie der Praxis bedarf." Freundschaftsbande zwischen den Universitäten Jena und Tbilissi.

Hierzulande hat man über die schon geraume Zeit bestehenden engen Verbindungen bisher wenig gehört oder gelesen. Schade, denn sowohl die Professoren und Dozenten als auch die Studenten können immerhin mit einigem aufwarten: Da ist der Freundschaftsvertrag, dessen Ziel es ist, die Beziehungen und die Zusammenarbeit allseitig zu vertiefen. Er sieht unter anderem den Austausch von Professoren, Aspiranten und Studenten vor. Und da Freunde keine Geheimnisse voreinander haben, werden auch die Ergebnisse wissenschaftlicher Forschungen – genannt sei das Beispiel der Gravitationstheorie – gegenseitig zur Verfügung gestellt. Professor Miriaschwili, der Rektor der Universität Tbilissi, weilte mit namhaften Wissenschaftlern seines Lehrkörpers in Jena, und Rektor Professor Drefahl, Dr. Peter Suksland, Professor Schmutzer und Professor Fricke, um nur einige zu nennen, waren gern gesehene Gäste in der grusinischen Hauptstadt. Wie wir hörten, wird schon in Kürze mit der Verwirklichung weiterer Punkte des Freundschaftsvertrages begonnen.

„Bestellen Sie allen unseren Freunden und Bekannten, mit denen wir auch in brieflicher Verbindung stehen, herzliche Grüße aus Grusinien!" Reiner Birkenwahl, Renate Blumental und Harald Jetzig werden sich freuen.

Dieter Arnhold

„Er ist eben einer von uns!"



Walter Riedel – Volksvertreter, Komplementär, Christ

Aufgezeichnet von Eduard Bahsler

Es war 1961. Als damaliger Techniker führte mich meine Tätigkeit eines Tages in den Dresdner staatsbeteiligten Betrieb Oscar Heine KG. „Sieh zu, daß du klarkommst; die Technologie des Haupterzeugnisses dieses Betriebes, der elektronischen Widerstände, zwingt zu neuen Überlegungen", hatte man mir mit auf den Weg gegeben und der Wichtigkeit wegen wiederholt: „Du m u ß t klarkommen!"

Ich kam klar. Doch wenn ich heute zurückdenke, so ist die Ursache für den Erfolg zu einem entscheidenden Teil beim Komplementär dieses Betriebes selbst, bei Walter Riedel, zu suchen. Ich sehe das alles noch vor mir: das Arbeitszimmer, den runden Tisch, an dem er, einige Mitarbeiter und ich sitzen. Die schwierige Problematik erzwingt anfangs Schweigen. Da bricht Walter Riedel mit einigen freundlichen aber bestimmten Worten den Bann, und augenblicklich zieht jene zielstrebige, korrekte Arbeitsatmosphäre in den Raum, die mich während späterer Besuche in der Heine KG stets neu gefangennahm, weil sie ganz einfach gute Resultate einschließt.

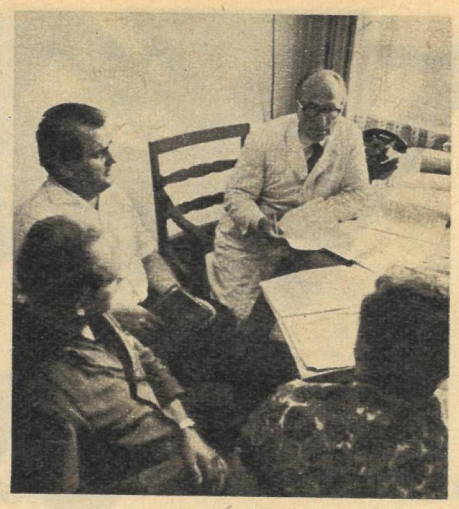
„Gewiß, ein kleines, vielleicht unbedeutendes Ereignis im Leben Walter Riedels. An dieser Stelle aber gewinnt es an Wert. Verrät es doch etwas vom Wesen des heute 57jährigen Komplementärs, den Zielstrebigkeit, Korrektheit und Freundlichkeit ein Leben lang begleiteten – Eigenschaften, die mitbestimmend waren für seinen Erfolg als Leiter des strukturbestimmenden Dresdner elektrotechnischen Betriebes, aber auch für sein Ansehen, das er in der politischen Öffentlichkeit genießt. Walter Riedel, von einer beneidenswerten Spannkraft erfüllt, ist viel in der Öffentlichkeit zu finden. Nicht nur, weil das seine Funktionen als Volkskammerabgeordneter im Ausschuß für Industrie, Bauwesen und Verkehr, dem er seit 1958 angehört, und als Mitglied des Hauptvorstandes der CDU von ihm erfordern, sondern weil es ihn dazu drängt, mit Privatunternehmern die Vorteile der Staatsbeteiligung zu diskutieren oder mit den Gliedern seiner freikirchlichen Gemeinde über die Mitverantwortung zu debattieren, die auch die Christen beim Aufbau unserer Gesellschaft tragen. Walter Riedel ist Christ. „Und das heißt für mich", so sagt er selbst, „tätig zu sein im Sinne des Humanismus, des Aufbaues unserer neuen, gerechten, der sozialistischen Ordnung, in der es viele Berührungspunkte unterschiedlicher Weltanschauungen gibt." Tätig zu sein – das hieß schon für den jungen Riedel, sich politisch zu engagieren. Er, der als Sohn einer christlichen Angestelltenfamilie während seiner Schulzeit in der Oberrealschule, in der Gewerbeschule und später in seiner Lehre als Feinmechaniker mit wachem Sinn Inflation und Arbeitslosigkeit, die ganze Not des Menschen in der kapitalistischen Ära wahrnahm, trat deshalb schon als 19jähriger dem Metallarbeiterverband bei, um später, unter faschistischem Joch, als er als Labormechaniker und Abteilungsleiter arbeitete, noch bewußter als bisher bedrängten Menschen zu helfen.

„Schon damals war für mich nicht die Weltanschauung dieser Menschen entscheidend, sondern ihr Eintreten für friedvolle, sozial gerechtere Ziele", sagt er dazu.

So verwundert es nicht, daß er mit dem

Aufbau unserer antifaschistisch-demokratischen Ordnung im 45er Mai wieder tätig wurde – für die Ordnung, die diese Ziele verfocht. Produzierende Betriebe wurden damals gebraucht. Walter Riedel übernahm die Ruinen der Heine KG in der Dresdner Schlüterstraße. Kein Mensch dachte in jener Zeit der „Inseltlichter" an elektronische Widerstände. Aber als sie gebraucht wurden, fand man bei Walter Riedel offene Ohren: Nach kurzer Zeit lieferte der Betrieb – in guter Qualität schon – die ersten Aggregate, die junge Republik damit stärkend. Ihre Menschen vergaßen solche und ähnliche Taten nicht. Seine Wahl zum Stadtverordneten, zum Mitglied in die Stadtbezirksversammlung Dresden-Ost und zum Mitglied in den Hauptvorstand der CDU war Ausdruck der Achtung und des Vertrauens.

Viele Marksteine seiner Entwicklung folgten: Der historische 9. Februar 1956 zum Beispiel, an dem er an der Seite von sechs Parteifreunden als einer der ersten Privatunternehmer der Republik einen Vertrag zur Aufnahme staatlicher Kapitalbeteiligung abschloß; das Jahr 1958, in dem er in die höchste Volksvertretung gewählt wurde; 1963 schließlich, da er, der Forderung nach höherem Wissen für unsere leitenden Wirtschaftskader nachkommend, den ersten Lehrgang eines Komplementär-Sonderstudiums mit dem Staatsexamen als Diplomwirtschaftler abschloß. Historie? Ja, aber eine bis in die Gegenwart wirkende, denn auch heute ist der „Vater" der staatsbeteiligten Dresdner Industrie, wie seine Kollegen ihn nennen, Lernender und Weitervermittler von Wissen. Eine Grundhaltung, die vielen zum Guten gereicht: seiner Familie mit den fünf, teils schon erwachsenen, Kindern, mit denen zum Plausch im gemütlichen Grundstück in Graupa allerdings kaum Zeit bleibt; der Arbeitsgruppe Komplementäre, Handwerker und Gewerbetreibende beim Dresdner Bezirksausschuß der Nationalen Front, deren Vorsitzender er ist, und dem Betriebskollektiv.



Wie sagte doch Kollege Manz, Arbeiter der Heine KG, über ihn? „Wir schätzen seine Entscheidungsfreudigkeit und sein Interesse für unsere auch außerhalb des Betriebes liegenden Probleme. Für uns ist er Vorgesetzter und Kollege in einem. Er ist eben einer von uns!" Ein Urteil, das auf seine Art aussagt über einen Menschen, der mit uns groß wurde.

Fotos: Paul Friedemann

AUF EIN NEUES

In Berzdorf, dem heutigen Kraftwerk „Völkerfreundschaft" Hagenwerder, hatten sie ihr erstes Rendezvous – Fritz-Dieter Scholz, der temperamentvolle Jungingenieur, Karl Koroleski, der ruhelose Meister, und Zimmererbrigadier Heinz Schönfelder, den sie „Kaiser" riefen (von links). Drei alte Hasen vom Bau, die mit niemandem in der Welt ihren Beruf tauschen. Dabeizusein, wenn auf grünen Wiesen mächtige Kraftwerke emporwachsen, ist für sie erregend wie ein gut gemachter Fernsehkrimi. Sie kommen nicht mehr los von jener schnurgeraden Straße, die 1957 der Ministerrat mit dem Energieprogramm absteckte. Unter ihren Händen nahmen die Meilensteine Berzdorf und Vetschau Gestalt an, wichtige Blutspender der Industrie und unserer persönlichen Errungenschaften. Fernseher und Waschmaschine, Kühlschrank und Elektroherd wären ohne kontinuierlich fließenden Strom ebenso wertlos wie automatisierte Produktionsstätten. Obwohl diese Männer wie zahlreiche ihrer Mitstreiter seit Jahren auf tausend kleine Annehmlichkeiten verzichten, das Leben in der Familie auf das Wochenende reduzieren müssen, sind sie nicht müde geworden. Im Gegenteil. Sie übernahmen größere Verantwortung für ein Vorhaben, das in wenigen Jahren ein unübersehbares Symbol deutsch-sowjetischer Freundschaft sein wird: das Großkraftwerk Boxberg.

Bitte weiter auf Seite 12

AUF EIN NEUES

3. Oktober 1968. Ein großer Tag für eine kleine 650jährige Niederlausitzer Gemeinde. In Boxberg wird der Grundstein zum größten Wärmekraftwerk unserer Republik gelegt. Wo vor wenigen Jahren noch Kiefernwälder rauschten, das Wild wechselte, breitet sich am Vorabend des Geburtstages unserer Republik ein gigantischer Bauplatz aus. Regimenter von Baggern mußten bisher zwei Millionen Kubikmeter Erdmassen bewegen, um für den Kraftwerkriesen die nötige Baufreiheit zu schaffen. Es ist kaum vorstellbar, daß hier bereits am 1. April 1971 der erste Turbosatz laufen soll. In 30 Monaten. Das ist Rekordzeit! Immerhin gingen in Vetschau von der Grundsteinlegung bis zum Probelauf der ersten Turbine noch 48 Monate ins Land. Gemeinsam mit ihren sowjetischen Kollegen wollen die Bauarbeiter und Ingenieure des BMK Kohle und Energie jedoch diesen neuen Rekord aufstellen.

Heinz Schönfelder, Karl Koroleski und Fritz-Dieter Scholz gehören zu diesem Baustellenkollektiv. Alle drei sind erfahrene Bauleute, die seit zwölf Jahren ruhelos von einem Kraftwerksbau zum anderen ziehen. „Dabei ist mir immer wieder zumute, als ließe ich mein Herz zurück", gesteht Meister Koroleski in gemütlicher Runde draußen in der modernen Boxberger Bauarbeiterwohnstadt (im Foto) schlicht. Heinz Schönfelder und Fritz-Dieter Scholz, seine Freunde und Genossen, nicken stumm. „Heinz, als dir in Berzdorf die Leitung der Zimmererbrigade übertragen wurde, warst du noch ein schmächtiges Kerlchen", erinnert der Meister an den ersten gemeinsamen Bau, nicht ohne mit einem verschmitzten Seitenblick das wohlgenährte Bäuchlein Heinz Schönfelders zu streifen. „Stimmt. Damals hast du mir das Laufen gelernt. Was wußte ich schon mit 24 Lenzen, wie man mit einer Truppe gleichaltriger, nicht gerade sanfter Zimmerleute gute Arbeit macht." „Du hast jedoch schnell begriffen, auf was es ankommt", gibt der Ältere dem Jüngeren das Kompliment zurück. „Weißt du noch, wie wir gemeinsam in der Oberbauleitung um den Vorschlag kämpften, ohne Lehrgerüst den Bunkerschwerbau im Kraftwerk II hochzuziehen?" „Ja, bis der Oberbauleiter donnerte: ‚Schluß mit der Diskussion, jetzt wird's gemacht!'" „Drei Mann wurden dafür als Aktivisten ausgezeichnet. Ich guckte in die Röhre. War ich böse. Schwor mir: ‚Niemand erfährt mehr von dir das Schwarze unter den Fingernägeln.' Lachhaft, solche Vorsätze, wo überall auf dem riesigen Bauplatz veraltete Technologien nach neuen Lösungswegen drängten."

Am 1. Juli 1960 lieferte Berzdorf den ersten Strom für die Republik. Vetschau rief, und alle, alle kamen: Heinz Schönfelder mit seiner renommierten Zimmererbrigade, Meister Koroleski und der 1,83 Meter große Fritz-Dieter Scholz, der sich als Jungingenieur in Berzdorf und Lübbenau die ersten Sporen verdient hatte. Am Eingang standen noch die letzten Kiefern. Knöcheltiefer Schlamm und Barackenunterkünfte provozierten in ihnen hin und wieder Gedanken an den Abschied von den Großbaustellen des Sozialismus. Schließlich hatten nun auch Heinz und Fritz-Dieter Frau und Kinder, ein gemütliches Heim. Doch zur rechten Zeit wischte Fritz-Dieter immer wieder mit seiner Philosophie „Ein Seemann kann auch nicht jeden Tag mit seinem Schiff ums Haus fahren!" diese Gedanken beiseite. Heinz bediente sich einer anderen Methode. Wenn Blumen, Pralinen und schöne Worte daheim ohne Echo blieben, fuhr er kurz entschlossen mit seiner Familie auf die Baustelle. „Man muß Frau und Kindern ab und an zeigen, woran man mit gebaut hat. Dann begreifen sie leichter, welche erregende Sache es ist, dabeizusein, wenn aus der Baugrube die Fundamente in den Himmel wachsen, die Schornsteine des Kraftwerks zu rauchen beginnen, die erste Turbine anläuft."

„Männer, wißt ihr noch, wie stolz wir waren, am Herzstück des Kraftwerks I mitbauen zu können! Den Bunkerschwerbau hätten auch andere gern hochgezogen", erinnert temperamentvoll und gestenreich der 32jährige Bauingenieur Fritz-Dieter Scholz. „Was haben wir die Köpfe zusammengesteckt, um immer neue Möglichkeiten auszuknobeln, schneller, besser und billiger zu bauen. Wenn ich daran denke, daß wir den Fundamentteil mit der Hälfte der Kollegen fertigten. 30 000 Mark Nutzen! Heinz, die von dir entwickelten großflächigen Schalelemente waren eine elegante Lösung. Du hast im BMK die ganze Schal- und Rüsttechnologie revolutioniert." Nein, Heinz Schönfelder möchte diese Jahre beim Bau des Kraftwerkes Vetschau nicht missen. Welche stille Genugtuung empfand der Brigadier morgens stets aufs neue, wenn er von der Bereitschaftssiedlung querfeldein zur Baustelle pilgerte und mit geübtem Blick registrierte: Die Nachtschicht hat wieder zwei, drei Stahlbetonstützen mehr als vorgesehen montiert. 55 000 Tonnen Fertigteile fügte er mit seinen Männern bei Sturm und Regen, Eis und Schnee zusammen. Dabei war in Berzdorf an die Montage 35 Tonnen schwerer Träger nicht im Traume zu denken gewesen. Mächtig stolz waren sie alle, als sie das Kraftwerk II 32 Tage vorfristig übergaben. Die „Schönfelders" erhielten den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit", einige Brigademitglieder wurden Aktivisten, der Brigadier „Held der Arbeit". In diese Jahre fiel auch das kombinierte Studium an der Ingenieurschule in Cottbus. Karl hatte lange gedrängelt: „Kaiser, geh zur Schule! Wenn ich noch so jung wäre . . ." Es war kein Sahnebonbon, dreieinhalb Jahre lang jeden Freitag und Sonnabend oft direkt von der Nachtschicht zur Schule zu gehen, an den Wochenenden über den Büchern zu sitzen, Mathe, Statik und Philosophie zu pauken. Aber Heinz Schönfelder wußte warum, ebenso wie Fritz-Dieter, der ein Jahr auf Bezirksparteischule gegangen war, um danach als Parteisekretär eines Baustellenbereichs mit für den termingerechten Anlauf des Kraftwerks Vetschau zu sorgen.

Und nun: Auf ein Neues! Ich spüre aus jedem Wort meiner Gesprächspartner, wie sehr sich Karl, Heinz und Fritz-Dieter bereits mit der neuen Aufgabe identifiziert haben, wie der Pulsschlag dieses gewaltigen Vorhabens bereits den ihren diktiert. Heinz Schönfelder, auf dem VII. Parteitag der SED als Kandidat des Zentralkomitees gewählt, hat die verantwortungsvolle Aufgabe als 2. Sekretär der Betriebsparteiorganisation übernommen. Unumwunden gesteht er: „Eine interessante Tätigkeit, obwohl mir manchmal die Finger kribbeln, wenn ich sehe, welche Möglichkeiten der Rationalisierung sich noch bieten." So oft als möglich steigt er zu den Kumpeln in die Baugruben und auf die Montagegerüste. „Ich weiß allzu gut, daß die komplizierten Aufgaben nur lösbar sind, wenn die Kumpel wissen warum, wofür und weshalb." Auch für Fritz-Dieter Scholz brachte Boxberg mehr Verantwortung. Während er in Vetschau für 4 Millionen Mark Verantwortung trug, übernahm er sie in Boxberg als Leiter der Technologie für 40 (1968) bzw. für 100 Millionen (1969). „Nach so vielen Jahren Bauausführung eine neue, interessante Aufgabe", freut sich der junge Ingenieur. Für Karl Koroleski, den alten Haudegen, sind die Aufgaben als Meister und Parteigruppenorganisator ebenfalls nicht kleiner geworden. Obwohl in diesen Tagen erst der Grundstein für das größte Wärmekraftwerk Europas gelegt wird, liebäugelt er bereits mit der Zukunft. Seine Rechnung ist so logisch wie der Weg von Berzdorf nach Boxberg: „Zwanzig Jahre kann ich noch bauen, das sind mindestens drei Atomkraftwerke!"

Klaus George

Fotos: Paul Friedemann

Planetenrätseln auf der Spur

Die engere Heimat unserer Erde im Weltraum, das Sonnen- oder Planetensystem, birgt für die Wissenschaft ungezählte Geheimnisse. Das gilt im einzelnen für die Geschwister der Erde, die Planeten, als auch für die allgemeine, entwicklungsgeschichtliche Zusammengehörigkeit des ganzen Systems. Gerade wegen der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Erde und anderen Planeten können von einer eingehenden Erforschung dieser Himmelskörper wertvolle Anhaltspunkte erwartet werden, die unmittelbar die Natur unseres Heimatsterns betreffen und außerhalb dieses Zusammenhanges kaum oder gar nicht zu klären wären (innere Struktur, Magnetfeld, Lagerstätten wichtiger Rohstoffe usw.). Aus dieser Sicht kommt der Planetenforschung eine durchaus erdbezogene und in ihren Aspekten außerordentlich weitreichende Bedeutung zu.

Jahrhundertelang blieb den Astronomen keine andere Möglichkeit, als ihr Wissen um die Beschaffenheit anderer Planeten im wahrsten Sinne des Wortes „aus der Ferne" zu sammeln. Fernrohr, Mikrometer, Photometer und Spektralapparate waren die einzigen Geräte, mit deren Hilfe die Wissenschaftler mühsam ihre Erkenntnisse zusammentrugen. Die objektiven Schwierigkeiten der klassischen, optischen Planetenforschung waren so groß, daß dieser Forschungszweig seit einigen Jahrzehnten fast zu stagnieren schien, zumindest im Vergleich zu den stürmischen Fortschritten auf anderen Gebieten der Astronomie und Astrophysik. Die gewaltigen Entfernungen zwischen der Erde und den übrigen Planeten sowie das begrenzte optische Auflösungsvermögen der Fernrohre, vor allem aber die naturbedingten Störwirkungen der Erdatmosphäre (Luftunruhe, Filterwirkung durch Strahlungsabsorption) schufen für die feineren Detailuntersuchungen eine gegenwärtig kaum noch weiter hinauszuschiebende Grenze. Man muß dabei berücksichtigen, daß die feinsten Oberflächeneinzelheiten, die mit Fernrohren normalerweise auf dem zeitweilig bei 55 Millionen km sogar außerordentlich „nahen" Planeten Mars gerade noch zu erkennen sind, eine Ausdehnung zwischen etwa 50 und 100 km haben! – Im Verlaufe der letzten zwei Jahrzehnte eröffneten zwar die neuen, funktechnischen Untersuchungsmethoden der Radar- und Radioastronomie auch für die Planetenforschung zusätzliche Möglichkeiten, ohne jedoch im Prinzip die grundsätzlichen Mängel eines erdgebundenen Beobachterstandpunktes aufheben zu können. Ebenso brachte der Einsatz von Ballonteleskopen, mit denen Höhen zwischen 25 und 30 km erreicht wurden, eine gewisse Minderung der Störeinflüsse der Erdatmosphäre, aber auch hierbei blieb schließlich nur der „Blick aus der Ferne".

Der Durchbruch zu einer neuen Qualität in der Planetenforschung war nur von der Mithilfe der Raumflugtechnik zu erwarten. Das Gesamtprogramm läßt sich dabei im wesentlichen in drei Phasen gliedern, deren Reihenfolge durch den ständig wachsenden raumfahrttechnischen Schwierigkeitsgrad bestimmt wird.

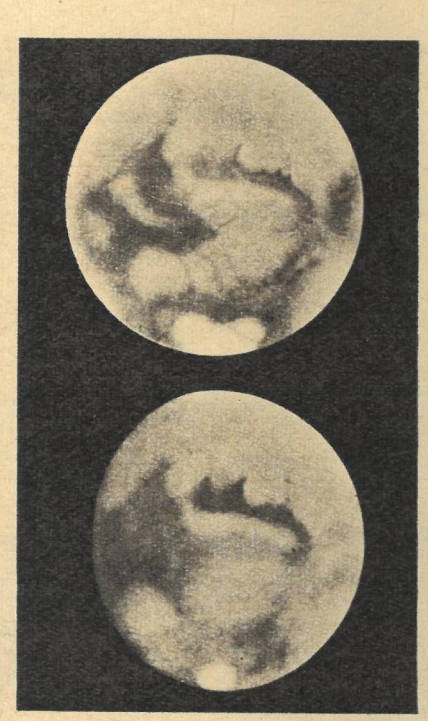
So lassen sich zunächst mit unbemannten und weitgehend automatisierten Raumflugkörpern (Planetensonden) mehr oder weniger nahe Vorbeiflüge an dem jeweiligen Zielplaneten versuchen, wobei während der Passage, zwar immer noch „von außen", aber doch schon aus günstiger Nähe, Messungen und Beobachtungen möglich sind. Zweitens kann daran gedacht werden, Planetensonden oder davon abgetrennte Meßgerätekapseln auf einem anderen Planeten landen zu lassen, um dabei Informationen über dessen Beschaffenheit zu gewinnen. Und zum dritten könnte man schließlich Planetenexpeditionen mit Menschen planen.

Abgesehen von so erweiterten Forderungen (weiche Landung, Teilnahme von Menschen), wirft der Vorstoß zu anderen Planeten wesentlich schwierigere Probleme auf, als dies im Bereich der Satellitenflüge der Fall ist. So lange nur thermochemische Raketenantriebe zur Verfügung stehen, setzt sich das Flugprogramm aus einem sehr kurzen Antriebsabschnitt und einer ohne weiteren Antrieb durchflogenen „Keplerbahn" zusammen. Letztere schlägt als mehr oder weniger ausgeprägte „Berührungsellipse" die eigentliche Brücke zwischen der Erdbahn und der Bahn des Zielplaneten, wobei die Sonne als Bewegungszentrum wirkt. Es ist zu beachten, daß es die veränderlichen Konstellationen zwischen Erde und anderen Planeten mit sich bringen, daß nicht zu jedem beliebigen Zeitpunkt Abflüge möglich sind, sondern jeweils spezielle Zeitpunkte beziehungsweise kürzere Zeiträume, sogenannte „Startfenster", abgewartet werden müssen.

Die weiche Landung des Meßgerätebehälters der sowjetischen Sonde „Venus 4", der am 18. 10. 1967 an einem Fallschirm auf der Venus niederging, wurde vor dem Start auf der Erde erprobt.

Wegen dieser besonderen bahnmechanischen Voraussetzungen wachsen die Flugzeiten mit zunehmender Entfernung des Zielplaneten von der Erde außerordentlich rapide an; sie liegen im allgemeinen zwischen etwa vier Monaten (Venus) und mehreren Jahren (äußere Planeten ab Jupiter). Von anderen Problemen abgesehen, muß somit die technische Ausrüstung einer Planetensonde zumindest über diesen Zeitraum hinweg unter den extremen Bedingungen des kosmischen Raumes funktionstüchtig bleiben. Darüber hinaus schränkt der erheblich gesteigerte Antriebsbedarf interplanetarer Flüge (Abfluggeschwindigkeiten liegen bei 11,3 km/s und höher) die Nutzmassekapazität der Trägerraketen gegenüber erdnahen Raumflugmissionen erheblich ein. So reichen die gegenwärtig verfügbaren raumflugtechnischen Mittel gerade aus, um zunächst die beiden Nachbarplaneten der Erde, Venus und Mars, mit einiger Aussicht auf Erfolg „angreifen" zu können.

Aufbauend auf den Erfolgen ihrer Raumflugexperimente seit dem 4. Oktober 1957, gingen die sowjetischen Raumfahrtspezialisten schließlich auch beim Vorstoß zu anderen Planeten wiederum als Pioniere voran. Am 12. Februar 1961 starteten sie erstmalig eine Planetensonde zur Venus. Dieser umfangreich ausgerüstete Raumflugkörper („Venus 1") hatte mit 643,5 kg immerhin schon eine Masse, die bis heute nicht von den Raum- und Planetensonden der USA übertroffen wurde. Bis zum 27. Februar 1961, als „Venus 1" schon eine Entfernung von 3,8 Millionen km von der Erde erreicht hatte, verlief das Unternehmen programmgemäß. Wie groß die Schwierigkeiten eines solchen Experimentes jedoch tatsächlich sind, zeigte sich, als plötzlich der Funkkontakt mit der Planetensonde abriß. Vermutlich trug daran ein extremer Intensitätsanstieg der solaren Teilchenstrahlung die Schuld, durch den offenbar ein Teil der Geräte zum Ausfall gebracht wurde. Eine ähnliche Erfahrung ergab sich auch beim zweiten sowjetischen Planetenflugunternehmen, als bei einer im Jahre 1962 erstmalig zum Mars gestarteten Sonde („Mars 1") ebenfalls der Funkkontakt plötzlich abbrach. Diesmal allerdings erst in rund 106 Millionen km Entfernung, was zu dieser Zeit einen absoluten Rekord für Raumflug-Funkverbindungen darstellte. In einem intensiven Forschungs- und Entwicklungsprogramm waren die sowjetischen Raumfahrtwissenschaftler danach bemüht, durch eine den extremen Weltraumbedingungen immer besser angepaßte Ausrüstungstechnik, vor allem auf dem Gebiet der Elektronik, die Wahrscheinlichkeit derartiger Ausfälle weitgehend zu vermindern. Nach gründ-



Auch der geheimnisumwitterte Mars bildet ein bevorzugtes Ziel interplanetarer Raumflugkörper. Den ersten Schritt in dieser Richtung unternahm die Sowjetunion mit „Mars 1".

AUF EINEN BLICK

Kepler-Bahn: Raumflugbahn, deren Verlauf in erster Näherung von den Keplerschen Gesetzen bestimmt wird. Alle Kepler-Bahnen sind stets Freiflugbahnen und stellen im Prinzip ganze Kegelschnitte (angenäherte Kreise, Ellipsen) oder Kegelschnitteile (Parabel-, Hyperbelabschnitte) dar.

Bahngeschwindigkeit: 1. Allgemein die Geschwindigkeit einer Rakete in ihrer Flugbahn.

2. Die Geschwindigkeit eines Raumflugkörpers relativ zu dem Himmelskörper, von dem die Bahn ausgeht (Erde, Mond, Planet) oder in dessen Wirkungssphäre sie verläuft. Bewegt sich der Raumflugkörper dabei in einer geschlossenen Bahn um ein Gravitationszentrum, wird seine Bahngeschwindigkeit zur Umlaufgeschwindigkeit. Letztere ist dabei nur im kaum zu verwirklichenden Fall einer idealen Kreisbahn während des ganzen Umlaufs konstant (Kreisbahngeschwindigkeit, Zirkulargeschwindigkeit) und in ihrer Größe abhängig von der Masse des Zentralkörpers und dem Abstand des umlaufenden Körpers vom Gravitationszentrum. Für eine Kreisbahn unmittelbar über der Erdoberfläche ist theoretisch der Antriebsbedarf, selbstverständlich unter Vernachlässigung des Luftwiderstandes, am kleinsten (7,912 km/s) und wird daher als Minimumkreisbahngeschwindigkeit der Erde bezeichnet. Soll ein Raumflugkörper die Wirkungssphäre der Erde ganz verlassen, so muß seine Bahngeschwindigkeit im Brennschlußpunkt der letzten Antriebsstufe mindestens die dort gültige Kreisbahngeschwindigkeit um den Faktor 1,414 ($\sqrt{2}$) überschreiten. Für den Fall der Minimumkreisbahn ergibt sich damit der Wert von rund 11,2 km/s, den man als (planetare) Flucht- oder Entweichgeschwindigkeit bezeichnet. Analog kann auch eine solare Fluchtgeschwindigkeit zum Verlassen des Sonnensystems definiert werden. Sie beträgt ab Erdoberfläche rund 16,5 km/s. Die Bezeichnungen 1., 2. und 3. astronautische beziehungsweise kosmische Geschwindigkeit für Minimumkreisbahn- sowie planetare und solare Fluchtgeschwindigkeit sollten wegen ihres irreführenden Aussagewertes möglichst vermieden werden.

(Aus: „Raketentechnik, Raumfahrt".)

lichen Vorbereitungen wählten sie dann 1965 erneut die Venus als Zielobjekt. Als besondere Sensation warteten sie dabei mit dem ersten Doppelflug von Planetensonden auf. Es war vorgesehen, daß der am 12. November gestartete Raumflugkörper „Venus 2" einen nahen Vorbeiflug an dem Planeten ausführen sollte, während mit der vier Tage später gestarteten Sonde „Venus 3" beabsichtigt war, den Planeten direkt anzufliegen und eine abgetrennte Meßgerätekapsel in seine Atmosphäre eintauchen zu lassen. Beide Ziele wurden mit hervorragender Präzision erreicht, und am 1. März 1966 gelangte durch „Venus 3" zum ersten Mal in der Geschichte der Raumfahrt ein von Menschenhand gefertigter Körper auf einen anderen Planeten. Nachdem beide Planetensonden noch bis zum Einflug in den Nahbereich der Venus in einem koordinierten Meßprogramm eine Fülle von wertvollen Informationen über den interplanetaren Raum geliefert hatten, machte jedoch erneut ein auf unbekannte Effekte zurückgehender Ausfall der Funkverbindungen bei beiden Raumflugkörpern die Übertragung der Venus-Meßwerte unmöglich.

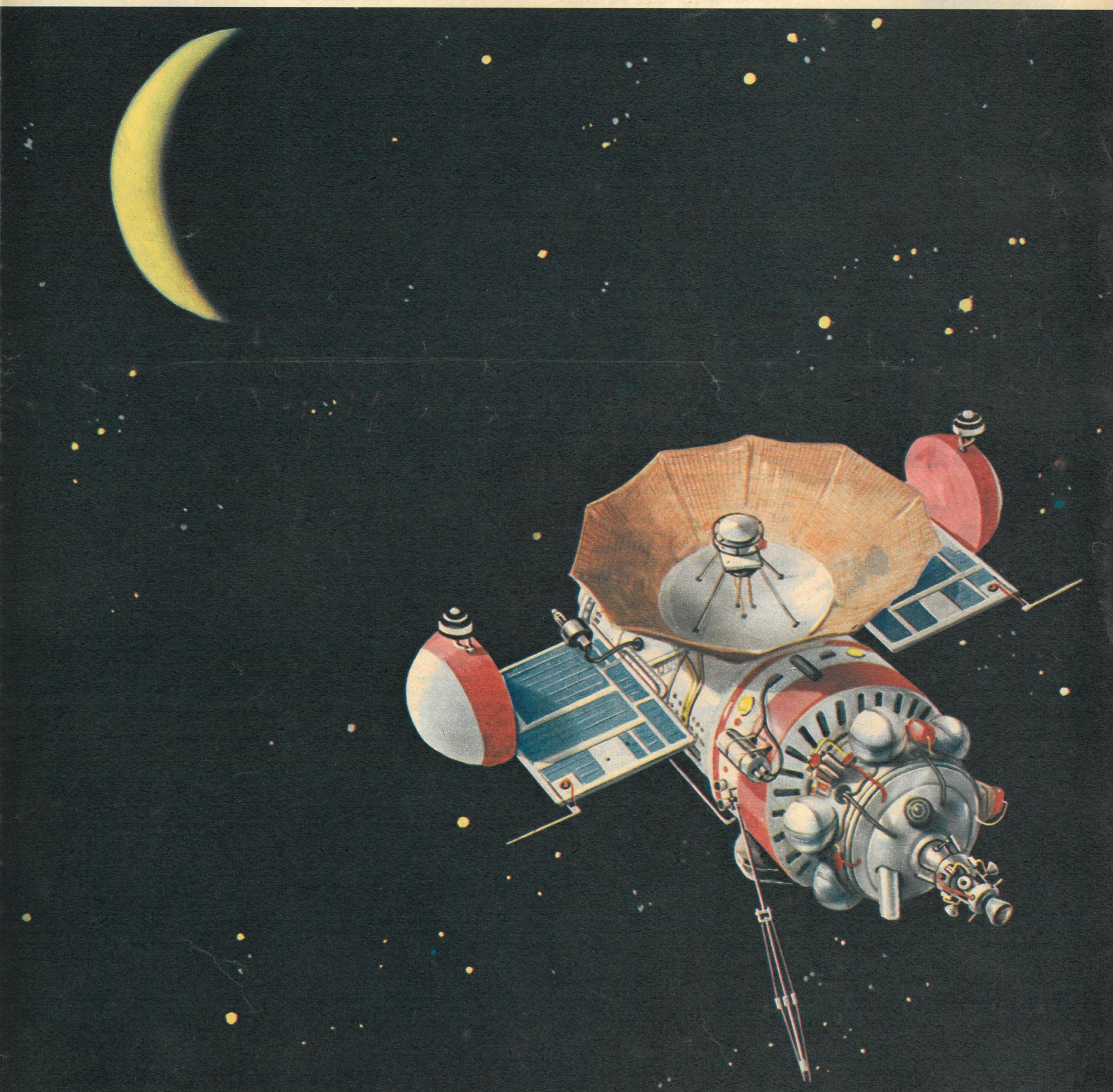
Das große und für die Planetenforschung so überaus bedeutsame Experiment gelang dann aber schließlich mit der am 12. Juni 1967 gestarteten Sonde „Venus 4". Die kugelförmige Eintauchkapsel (1 m Durchmesser, 383 kg) und die darin untergebrachten Meßinstrumente widerstanden der unerhörten Belastung des Eintauchvorgangs in die Venusatmosphäre, und während des anschließenden Abstiegs an einem Fallschirm wurde das vorgesehene Meßprogramm (Druck, Temperatur und Zusammensetzung der Atmosphäre) in vollem Umfang erfüllt. Damit erhielt die Wissenschaft zum ersten Mal Direktmeßwerte über die Beschaffenheit der Atmosphäre eines anderen Planeten.

Die äußeren Bedingungen waren für diese in jeder Hinsicht sensationelle und bisher absolut einmalige technische Leistung außerordentlich schwierig. Wie aus der Analyse früherer Untersuchungen geschlossen werden konnte, mußte in der Venusatmosphäre bei Annäherung an die Planetenoberfläche mit einem Temperaturanstieg bis auf etwa 300 oder 400 °C gerechnet werden. Außerdem waren gegenüber der irdischen Atmosphäre ungewöhnlich hohe Druckwerte, in der Größenordnung von 10 bis 100 at, zu erwarten. Die von den sowjetischen Wissenschaftlern für diese physikalischen Verhältnisse in der Venusatmosphäre ausgearbeiteten Konzeptionen des Fallschirmlandungsverfahrens sowie der Meßtechnik und funktechnischen Meßwertübertragung zur Erde erwiesen sich bis in das letzte Detail hinein als hundertprozentig. Die meisterhafte Lösung aller komplizierten Probleme fand ihre Krönung in den von „Venus 4" übermittelten Meßwerten, die anzeigten, daß an der Planetenoberfläche im Landegebiet tatsächlich eine Temperatur von annähernd 280 °C und ein Druck zwischen 15 und 22 at gegeben sind.

Mit diesem so überaus erfolgreichen Unternehmen, dessen weitere Einzelheiten, Ergebnisse und Schlußfolgerungen für die Planetenforschung in diesem Rahmen nicht näher behandelt werden, konnten die sowjetischen Raumfahrtspezialisten zum Abschluß des ersten Dezenniums der praktischen Raumfahrttechnik einen weiteren Höhepunkt für sich verbuchen und ihre Spitzenposition auch im Bereich der interplanetaren Flüge unterstreichen.

Unsere Farbgrafik versucht den Anblick wiederzugeben, der sich beim Anflug der sowjetischen Planetensonde „Venus 4" auf unseren Nachbarplaneten ergab. Die mondähnlichen Phasen der Venus (von der schmalen Sichel bis zur „Voll-Venus") entstehen auf Grund der einseitigen Beleuchtung des dunklen Planetenkörpers durch die Sonne.

Farbgrafik: Paul Lämmel
Fotos: Zentralbild/TASS, Mielke
Redaktion: W. Winkler



Kriminalfälle ohne Beispiel

TATSACHENBERICHT VON GÜNTER PRODÖHL

34

DER FALL TIMO RINNELT

Am 7. August dieses Jahres wurde der siebenundzwanzigjährige Klaus Lehnert wegen Mordes an dem 1964 von ihm entführten Timo Rinnelt aus Wiesbaden und wegen fortgesetzter versuchter Erpressung zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt. Hatte schon das völlige Versagen der Polizei im Fall des kleinen Timo die Öffentlichkeit empört und erregt, so steigerte sich die Behandlung des Falles Lehnert zum Skandal. Der Mörder war kein herkömmlicher Krimineller, sondern ein renommierter Vertreter der Wiesbadener sogenannten Gesellschaft, und dementsprechend wurde auch mit ihm verfahren. Möglichst rührselig walzten die Zeitungen den Lebensweg Lehnerts aus, berichteten von dem tragischen Vaterkomplex, unter dem der „Arme" angeblich gelitten hatte. Als Lehnert jedoch sein väterliches Erbteil von 20 000 Mark ausgezahlt bekam, war dieser Komplex plötzlich wie weggeblasen. Jetzt stürzte sich der Playboy ins teure Vergnügen und war ständiger und gern gesehener Gast in der Millionärsvilla Huck.

Doch 20 000 Mark bedeuteten in dieser Welt nicht viel mehr als ein monatliches Taschengeld. Acht Monate später war die väterliche Erbschaft vertan und von dem Stiefvater keine Nachzahlung mehr zu erwarten. Aus dem teuren Appartementhaus, das Lehnert bis dahin bewohnt hatte (750 Mark Miete monatlich für eine Einzimmerwohnung!), mußte er ausziehen und Zuflucht bei der Großmutter suchen, die im Hause Wilhelmstraße 17 eine Wohnung über den Rinnelts besaß und vom Zimmervermieten lebte.

Den äußeren Playboy-Lebensstandard aber finanzierte Lehnert von nun an mit Gelegenheitsstraftaten. Er bestahl und betrog seine begüterten Freunde, nahm vorübergehend auch mal Arbeit an. So als Vertreter, wobei er sich mit fingierten Aufträgen Einnahmen verschaffte, die er auf ehrliche Weise nicht erreichte. Er rutschte, wenn auch für seine Freunde noch nicht erkennbar, immer mehr in die Kriminalität ab. Ein paar Monate konnte er den unbeschwerten Lebemann noch glaubhaft weiterspielen, im offenen Sportwagen auf den Boulevards flanieren und in den Bars schottischen Whisky flaschenweise spendieren. Noch standen ihm die Türen und Herzen in der Millionärsvilla Huck offen, wurde er weiter zu den illustren Partys eingeladen. Doch der Tag, an dem alles wie ein Kartenhaus einzustürzen drohte, stand kurz bevor. Ein Strafverfahren wegen der Auftragsbetrügereien erwartete ihn, wenn er den angerichteten Schaden nicht umgehend begleichen konnte.

Lehnert brauchte also unbedingt eine größere Summe Geld, wollte er sein bisheriges Leben fortsetzen. Zu diesem Zeitpunkt wurde Timo Rinnelt entführt, erhielten die Eltern den ersten Erpresserbrief, 15 000 Mark Lösegeld bereitzuhalten. –

Hätte Lehnert nach seiner Festnahme eingestanden, daß er den Jungen entführt habe, um sein Playboy-Leben fortsetzen zu können, wäre nicht nur er, sondern eine ganze Gesellschaftskaste demaskiert worden! Und keiner seiner einflußreichen Freunde wäre ihm je zu Hilfe gekommen. Das wußte der intelligente Lehnert zweifellos, und deshalb schwieg er. Wenn es für ihn noch eine Möglichkeit gab, auf elegante Weise den Kopf aus der Schlinge ziehen zu können, durfte er seine Kreise nicht bloßstellen. Deshalb drangen auch die schon genug gescholtenen Wiesbadener Kriminalbeamten nicht länger in ihn und verschonten ihn mit weiteren Verhören. Nach zwei Tagen kam dann auch die Hilfe, auf die alle warteten. In Gestalt des Rechtsanwaltes Horst Bauer, Hausjurist des Verlegers Huck, von Lehnert nicht bestellt und erst recht nicht bezahlt, weil er dazu keine Mittel mehr besaß. Bauer war kein Strafverteidiger von Rang. Er übernahm zum ersten Mal einen Mordfall. Jedem gewöhnlichen Untersuchungsgefangenen wäre bei diesem Stand der Ermittlungen wegen Verdunklungsgefahr eine Unterredung unter vier Augen mit einem Anwalt verwehrt worden. Anwalt Bauer erhielt vom Kripochef Seydlitz persönlich die Erlaubnis, mit Lehnert in dessen Zelle ungestört und unbefristet reden zu können.

Vor der Presse motivierte Seydlitz diese ungewöhnliche Bevorzugung: „Wir wußten nicht mehr, wie wir Lehnert sonst hätten zum Sprechen bringen können. Er schwieg unausgesetzt und war nur bereit, nach Rücksprache mit einem Rechtsanwalt Aussagen zu machen. Deshalb habe ich dem Anwalt die Unterredung selbst ermöglicht."

Nach zweistündiger ungestörter Absprache erklärte zunächst der Rechtsanwalt vor den pünktlich erschienenen Reportern und den Kameras des Westdeutschen Fernsehens: „Mein Mandant hat mir gegenüber eingeräumt, daß er Timo Rinnelt getötet haben kann. Weitere Einzelheiten möchte ich noch nicht nennen, um den Aussagen meines Mandanten nicht vorzugreifen ..." Von Reportern befragt, welchen Eindruck Lehnert auf ihn gemacht habe, sagte Bauer: „Lehnert machte auf mich den Eindruck eines sehr unglücklichen Menschen. Die tiefe Not, in der er sich befindet, ist ihm anzumerken. Es ist ihm auch absolut unbegreiflich, daß er das getan habe. Ich werde auf alle Fälle eine psychiatrische Untersuchung Lehnerts beantragen. Dazu wird es erforderlich sein, daß er in eine Pflegeanstalt eingewiesen wird." Wenn auch die Zeitungen voreilig meldeten: „Lehnert gesteht Mord an Timo", ließen die zurückhaltenden Ausführungen seines Verteidigers bereits erkennen, daß von einem Mordgeständnis überhaupt keine Rede sein konnte. Vielmehr machten sie deutlich, in welcher Richtung er seinen Mandanten juristisch beraten hatte: „Einweisung in eine Pflegeanstalt!"

Wenige Stunden später bequemte Lehnert sich zu dem schon angekündigten „Geständnis" vor der Polizei:

„Laßt mir Zeit, mich zu erinnern! Drei Jahre habe ich schon nachgegrübelt, wie es gewesen sein könnte, aber ich kann mich nicht mehr erinnern. Es muß irgendwie über mich gekommen sein ...", begann er mit schmerzerfüllter Stimme zu „gestehen". Angestrengt grübelnd, wie jemand, der sein Gedächtnis verloren hat und verzweifelt bemüht ist, sich zu erinnern, gab er lediglich sporadische Einzelheiten über die angeblich im Unterbewußtsein verübte Tat wieder. „Ich wollte an dem Tag in den Keller gehen und Fotoschalen holen, die ich dort aufbewahrt hatte. Auf der Straße traf ich Timo. Er wollte unbedingt mit mir kommen. Ich hatte ihm das auch erlaubt, glaube ich. Im Keller begann er dann plötzlich zu schreien. Ich habe ihn angefahren ‚Sei still!' Dann lag er plötzlich vor mir im Keller. Ich nahm an, daß er tot war, und bin deshalb aus dem Keller geflüchtet. Erst abends, als ich im Haus hörte, daß Timo verschwunden sei, wurde mir deutlich, daß ich ihn getötet haben mußte. Aber ich weiß heute noch nicht warum. Mir ist das alles unbegreiflich."

Befragt, warum er denn alle Anstalten getroffen habe, Timos Eltern um 15 000 Mark zu erpressen, entsann sich Lehnert wieder genauer der zurückliegenden Ereignisse: „Das habe ich nur getan, um die Polizei in die Irre zu führen. Damit man mir nicht auf die Spur kam." Hier schüttelte selbst der arglose Kripochef von Seydlitz ungläubig den Kopf. „Sie wohnten doch im gleichen Hause und wußten, daß die Polizei die Anrufe auf Band aufnahm und rückverfolgte. Sie haben sogar die Zeitungsreporter über die Einzelheiten ins Bild gesetzt, da mußte Ihnen doch klar sein, wie gefährlich es war, eine Erpressung vorzutäuschen?"

Auf diese Frage von seinem Rechtsanwalt offensichtlich nicht vorbereitet, zuckte Lehnert unruhig mit den Augenlidern und antwortete konfus: „Ich wollte ja nicht erpressen. Ich wäre ja nicht hingegangen, das Geld abholen ..."

Verärgert fuhr ihn Seydlitz an: „Aber Sie hätten uns ja längst vorher ins Netz gehen können. Sie hatten doch nur Glück gehabt ..."

Voller Angst, in weitere Widersprüche verwickelt werden zu können, rettete sich Lehnert schnell wieder in seine Erinnerungslosigkeit zurück. „Ich habe Ihnen doch schon gesagt, daß mir das alles unbegreiflich ist. Ich weiß das alles nicht. Sie müssen mir eben Zeit lassen, mich zu erinnern ..."

Der Arbeit ging Lehnert nur zu gern aus dem Weg, viel lieber spielte er den „feinen Mann".

Nachdem der Kripochef offene Zweifel an dem Wahrheitsgehalt des Geständnisses hatte erkennen lassen, wagte Kommissar Rhode nun ebenfalls, Lehnert in die Enge zu treiben. „Herr Lehnert, wie weit reicht denn nun Ihre Gedächtnislücke? Gewiß doch nicht bis heute, oder?"

Lehnert merkte noch nicht, worauf Rhode hinauswollte. „An alles, was mit Timos Tod zusammenhängt, kann ich mich nicht erinnern. Das muß mir so einen Schock versetzt haben ..."

„Daß Sie voriges Jahr an die Quick geschrieben haben, das wissen Sie dann also noch?"

Lehnert nickte zögernd. „Ja, das weiß ich."

Während die unglücklichen Eltern um ihr Kind bangten, versuchte man mit einer Puppe im Schaufenster das Verschwinden Timos zu klären.

„Warum eigentlich? Auf Geld waren Sie nicht aus. Angst, gefaßt zu werden, brauchten Sie doch auch nicht mehr zu haben nach so langer Zeit. Der Fall war ja schon fast in Vergessenheit geraten . . ."

Mit einer bisher nicht gezeigten Lebendigkeit antwortete Lehnert: „Eben nicht. Das Ostfernsehen hatte einen Film darüber gebracht, und auf der Wiesbadener Kriminalistentagung hatte ein Sprachwissenschaftler einen Vortrag gehalten, daß man nun auch in der Lage sei, auf Grund von Stimmenvergleichen einen Menschen ebenso sicher identifizieren zu können wie bei einem Vergleich mit Fingerabdrücken. Der ‚Wiesbadener Kurier' berichtete darüber und schrieb, daß man mit dieser Methode noch einmal den Fall Rinnelt überprüfen sollte."

„Und da wollten Sie wieder von sich ablenken?"

„Nein, ins Ausland wollte ich fliehen. Dazu brauchte ich Geld." Rhode sah Lehnert einen Moment prüfend an. „Nun mal ehrlich, Herr Lehnert, waren Sie nicht von Anfang an nur auf die 15 000 Mark aus? Das ist doch viel plausibler."

„Nein, nein, nein!" Mit einer geradezu hysterischen Besessenheit weigerte sich Lehnert, das einzugestehen.

Unverändert ruhig fragte Rhode weiter: „Es könnte doch sein, daß Sie Timo überhaupt nicht umgebracht haben! Sie haben ihn vielleicht nur in den Keller gesperrt, mit Schlaftabletten betäubt, um ihn nach Erhalt des Geldes zurückgeben zu können. Der Junge ist aufgewacht, hat sich schrecklich gefürchtet und dabei einen Herzschlag bekommen. Sie fanden ihn tot auf und haben ihm nun erst das elektrische Kabel um den Hals geknüpft, um einen Mord vorzutäuschen, den Ihnen ja niemand zugetraut hätte."

Es war ein aussichtsloses Beginnen, Lehnert mit solchen Tricks zum Reden bringen zu wollen. Er schüttelte nur heftig den Kopf und preßte die Finger beider Hände gegen seine Schläfen. „Nein, so war es bestimmt nicht. Ich hatte ihn ganz zufällig getroffen und mit in den Keller genommen."

Rhode ließ nicht locker. „War er denn so ohne weiteres bereit gewesen, mitzukommen? Hatten Sie ihn schon öfter mit in den Keller genommen?"

„Nein, nie!"

„Aber dann ist es doch nicht sehr einleuchtend, daß er von sich aus mitkommen wollte!"

„Ich weiß das nicht mehr, warum er mitkam."

„Haben Sie vielleicht mit ihm unten gespielt oder andere Sachen gemacht, Lehnert?" Vorsichtig versuchte Rhode zu erfragen, ob Lehnert möglicherweise an dem Jungen ein Sittlichkeitsverbrechen verübt hatte. Doch je eindringlicher er danach fragte, um so verschlossener wurde Lehnert. Fast wütend wiederholte er: „Ich weiß nicht, wie der Junge gestorben ist. Auch wenn Sie mich noch so oft danach fragen. Ich weiß es beim besten Willen nicht. Vielleicht fällt es mir noch ein, wenn ich erst mehr Abstand zu den Dingen habe. Lassen Sie mir doch Zeit, darüber nachzudenken." –

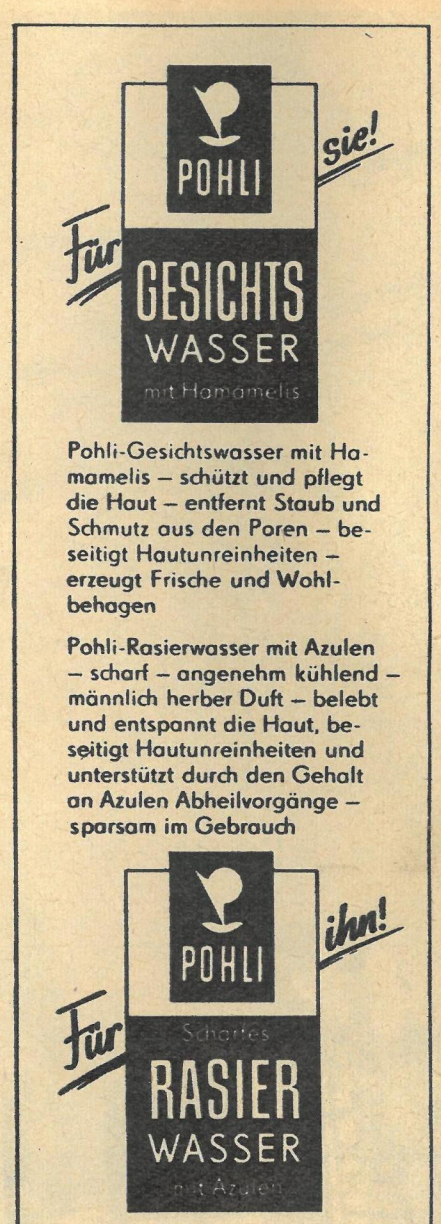
Man ließ Lehnert ausreichend Zeit, darüber nachzudenken. Über ein Jahr lang. Er wurde keinen weiteren Verhören mehr unterzogen, sondern in die Psychiatrische Klinik der Universität eingeliefert. Monatelang wurde er beobachtet und allen möglichen Tests unterworfen. Das abscheuliche Verbrechen an Timo Rinnelt geriet dabei immer mehr in den Hintergrund der Nebensächlichkeit. Klaus Lehnert wurde zum Paradefall der forensischen Psychiatrie. Erste wissenschaftliche Kapazitäten wurden aufgeboten, weniger um zu klären, warum und auf welche Weise Lehnert Timo Rinnelt umgebracht hatte, sondern offenbar nur noch dazu, eine wissenschaftliche Erklärung für Lehnerts Gedächtnisschwund zu erarbeiten. Die Diplom-Psychologin Renate Goltz äußerte darüber später: „Für Wissenschaft und Forschung war Lehnert ein ungewöhnlich interessanter Fall."

Für die Presse hingegen verlor Klaus Lehnert nun völlig an Bedeutung. So ausführlich vorher Mord und Festnahme des Mörders publiziert worden waren, so schweigsam verhielten sich die Zeitungen nach Abschluß der kurzen polizeilichen Ermittlungen. Der Grund war ein Aufruf des Wiesbadener Oberbürgermeisters, den Ruf des weltbekannten Kurortes nicht noch länger durch Mordberichte zu beeinträchtigen. Mit einer mustergültigen Disziplin hielten sich auch alle Presseorgane fast ein Jahr lang an diese Mahnung.

Erst als am 17. Juli dieses Jahres der Prozeß vor dem Wiesbadener Schwurgericht begann, zeigte es sich, daß die Erregung der Bevölkerung über die totgeschwiegenen Hintergründe des Mordfalles trotz oberbürgermeisterlichem Edikt nicht abgeklungen war. Stunden vor Verhandlungsbeginn belagerten viele hundert Wiesbadener das Gerichtsgebäude, obwohl kaum achtzig von ihnen in dem beengten Zuhörerraum Platz fanden. Als Lehnert im eleganten Maßanzug, sorgfältig frisiert und mit manikürten Fingernägeln in die Anklagebank geführt wurde, empfingen ihn wütende Protestrufe, die sich zu einem Tumult steigerten, als er sagte: „Ich weiß nur noch, daß Timo mit mir in den Keller gehen wollte. Wie wir in das Haus gelangt sind, kann ich schon nicht mehr sagen. Im Keller muß ich dann Licht gemacht haben, um den Schrank zu öffnen, aus dem ich eine Fotoschale für meine Dunkelkammer holen wollte. Wo sich Timo in diesem Moment befand, weiß ich nicht. An mehr kann ich mich nicht erinnern. Ich habe mich all die Jahre bemüht, Licht in das Dunkel zu bringen, das meine Erinnerung trübt. Es ist mir nicht gelungen."

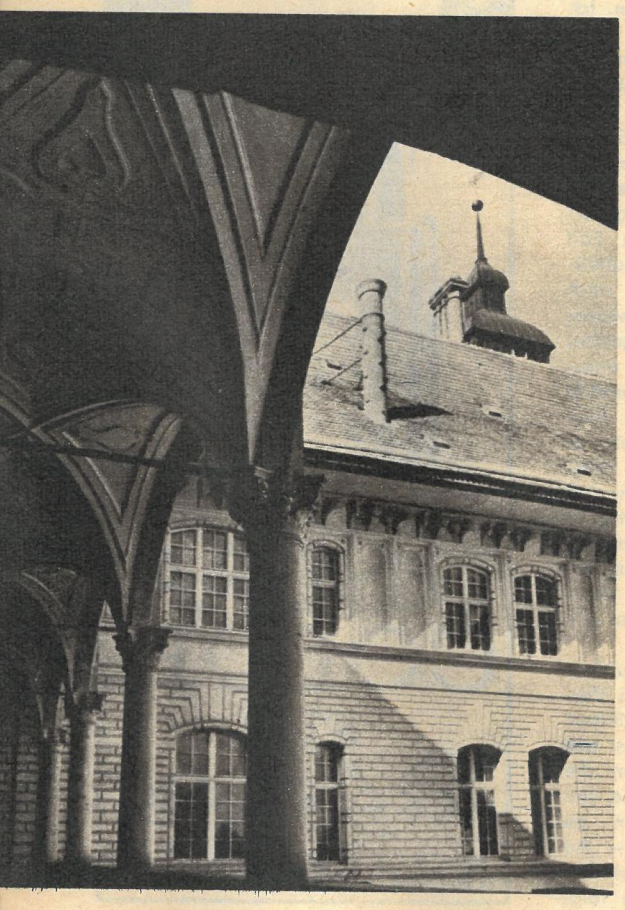
Mehr über den Mord an Timo Rinnelt war während des ganzen Prozesses aus Lehnert nicht herauszubringen. Die einjährige Voruntersuchung in der Marburger Universitätsklinik hatte den Fall mehr verschleiert, als zu seiner Aufklärung beigetragen. War Lehnert nach seiner Festnahme noch bereit gewesen, einzuräumen, daß er Timo getötet haben könnte, so stritt er es jetzt energisch ab. Auf die ihm vom Vorsitzenden des Schwurgerichts vorgehaltenen Aussagen vor der Polizei entgegnete er beharrlich: „Das war nur eine Vermutung, eine Schlußfolgerung, die ich angestellt habe. Ich war mit Timo in dem Keller, in dem ich ihn später tot vorfand. Ob ich es war, der an seinem Tod schuld hatte, weiß ich eben nicht. Mir ist es, als wäre alles nur ein Traum gewesen!"

Es war kein Wunder, daß die Zuhörer sich von diesem haarsträubenden Verteidigungsmanöver provoziert fühlten. Als Lehnert in der Mittagspause aus dem Saal geführt wurde, hatten die aufgebotenen Polizisten alle Mühe, ihn vor handgreiflichen Übergriffen zu schützen. „Mörder! – Schwein! – An den Galgen mit dir!" schallte es ihm wütend entgegen. Fortsetzung folgt



DIE GOLD-SUCHER VON GÜSTROW

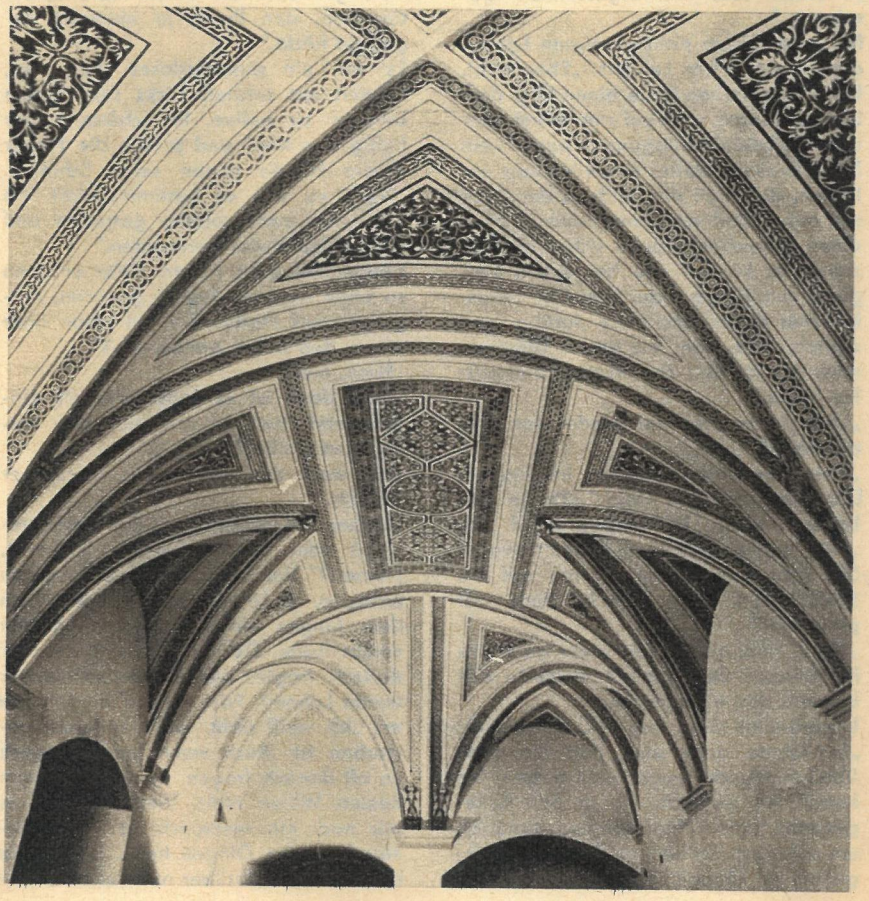
„Komm mal, ich glaube, ich habe Gold gefunden!" Dieser Ruf ertönte nicht aus der Tiefe einer Bonanza, sondern von der Höhe einer Stehleiter. Er löste auch keinen Freudentaumel der Beteiligten aus, nur ein sachliches Begutachten und Registrieren. Wir besuchten nämlich nicht etwa neuentdeckte Goldfelder im Bezirk Mecklenburg, sondern das augenblicklich größte Vorhaben der Denkmalpflege unserer Republik, das Güstrower Schloß im Bezirk Schwerin. Den „Goldfund" hatte Maler Hinrichs am Kapitell einer Säule gemacht (links), und damit war ein Hinweis gegeben, bei der Ausmalung wiederum Gold an jenen Stellen zu verwenden. – Zur Zeit ist es im Güstrower Schloß nicht eben gemütlich oder gastlich. Es zieht aus allen Ecken, Löcher sind in Wänden und Fußböden, Leitern, Gerüste, Bauschutt, Gipsstaub laden nicht zum Verweilen ein. Seit 1964 arbeiten Architekt BDA Pilz als Bauleiter, Dr. Ohle, der Leiter des Instituts für Denkmalpflege Schwerin, Künstler und Baubrigaden an dieser großzügigen Restaurierung. Bis dahin schien das einzige Renaissanceschloß Mecklenburgs hoffnungslos dem Verfall preisgegeben. Längst diente es nicht mehr repräsentativen Zwecken. Schon 1794 wurde der Ostflügel abgebrochen, 1809 benutzten es napoleonische Truppen als Lazarett, 1813 wurde es Sammelplatz und Unterkunft der Freiwilligen Jäger, und seit 1815 war es – Arbeitshaus. Zwischenwände teilten die Räume, Etagen wurden halbiert, Anbauten von scheußlicher Nüchternheit hinzugefügt. War dieser mächtige, schöne Bau, an dessen Gestaltung der aus Italien stammende Baumeister Franz Parr 1558 bis 1565 und der Niederländer Phillip Brandin bis 1594 wirkten, noch zu retten? Dreieinhalb Millionen Mark gab unser Staat, um das Schloß mit seiner wechselvollen Geschichte – im Dreißigjährigen Krieg war es auch zwei Jahre lang Residenz Wallensteins – in voller Schönheit wiedererstehen zu lassen, und seine Räume werden dann von den wahren Herren des Landes, von uns, genutzt werden.



Die Außenfront des Schlosses mit der rustikalen Quaderung der Fassade, der Innenhof mit Balustraden, Arkaden, Kreuzgewölben mußten völlig neu verputzt werden. Zugemauerte oder verkleinerte Fenster und Türen erscheinen wieder in ursprünglicher Schönheit. Die prachtvolle Galerie wurde in Sandstein erneuert. Eine sorgfältige, langwierige Handwerksarbeit, der intensive Forschungsarbeit vorausging. Noch heute gibt es manche Rätsel über zugemauerte Treppenführungen, rußgeschwärzte Decken, wo kein Kamin vorhanden ist, Hohlräume oder die Datierung von Bauabschnitten.

Beglückt ist man von der Schönheit und Vielfalt der Renaissancedecken. Sie kamen mitunter erst beim Wegreißen der Zwischendecken zum Vorschein. Holzdekken mit und ohne Bemalung, Stuckarbeiten von origineller Einmaligkeit. Rechts eine bereits restaurierte Decke im Erdgeschoß in schwarz-weißer Freihandmalerei aus dem 16. Jahrhundert.

Bildbericht: Lena Smolny (Text), Paul Friedemann (Fotos)



Ein wahres Bilderbuch ist die Stuckdecke im Festsaal aus dem Jahre 1620. Sie erzählt Jagdgeschichten von phantasiereichstem Jägerlatein. Aber nicht deshalb bogen sich die Balken. Schon wenige Jahre später mußte ein großer Unterzug auf Säulen sie abstützen. Jetzt ist sie durch eine Stahlkonstruktion entlastet. Polnische Künstler mit Spezialausbildung restaurieren und ergänzen die einzelnen Szenen originalgetreu, nachdem man glücklicherweise die alten Vorlagen dafür im Kupferstichkabinett Dresden ausfindig machen konnte. Nach 1970 sollen die Restaurierungsarbeiten insgesamt abgeschlossen sein. Unsere Republik wird damit wieder um eine kulturhistorische Kostbarkeit reicher sein.

WOCHENEND 7 magazin

Film- und Fernseh-Verschnitt

„Nimm es dir nicht so zu Herzen, Joschka – ohne den Springerzug auf D 7 hätte die Partie remis gestanden!" (Der Pfirsichdieb / Bulgarien).

„Zum nächsten Gehaltstag kaufe ich bereits die Scheibenwischer, und dann planmäßig weiter Stück um Stück. Zur Hochzeit haben wir den Trabant zusammen." (Ohne Kampf kein Sieg / DFF.)

„Das ist nun schon die vierte Gaststätte, die heute Ruhetag hat. Jetzt bleibt uns nur noch die Mitropa." (Die Wildgewachsenen / Schweden).

„Also, wie ist's – schmeißt du nun die Lage, oder soll ich der BGL über deine ewigen Privatfahrten mit der Darah-Fibah Bescheid stoßen?" (Die drei Klugen / DFF.)

Reflex-Armbinden

Auf Initiative der staatlichen Verkehrsinspektion der Estnischen Sowjetrepublik verwenden Fußgänger auf Landstraßen und anderen Verkehrswegen ohne abgeteilte Fußgängergehbahn bei Dunkelheit Armbinden mit Reflexbelägen. Die Zahl der Verkehrsunfälle ging in der SSR Estland in den letzten Jahren zurück, obwohl die Verkehrsdichte stark anstieg.

Nullserie des „Moskwitsch 412"

Die Weiterentwicklung des „Moskwitsch" 408 zum Typ 412 soll nach einer Mitteilung von APN zu einer Erhöhung der Motorleistung auf etwa 70 PS bei 6000 U/min führen, wodurch sich die Beschleunigung wesentlich verbessert und eine Höchstgeschwindigkeit von 140 km/h erreicht wird. Noch für dieses Jahr wurde die Produktion einer Nullserie von 1000 Fahrzeugen angekündigt.

Drehstromlichtmaschine

Die neue Drehstromlichtmaschine für 12 und 24 Volt mit 500 Watt Leistung aus dem VEB Fahrzeugelektrik Karl-Marx-Stadt wird ab IV. Quartal 1968 in Serienproduktion gefertigt und zuerst für Motore des VEB IFA Motorenwerk Nordhausen geliefert. Drehstromlichtmaschinen arbeiten mit Halbleitern als Gleichrichter und liefern auch bereits bei Leerlaufdrehzahlen des Motors genügend Strom zur Speisung der Verbraucher und zum Nachladen der Batterie.

Pannenhilfe

Pannenhelfer auf polnischen Straßen sind die gelben Schnelltransporter der „Pomoc Drogowa". Im Umkreis von etwa 25 Kilometern um 20 polnische Städte wird den Inhabern eines jährlichen Hilfabonnements Pannenhilfe ohne zusätzliche Zahlungen geleistet. Außerhalb der Bereiche sind Gebühren nach einer Entfernungsstaffel zu zahlen.

Die Hilfswagen kommen auf telefonische Anforderung und helfen Pechvögeln ohne Abonnement nach kulanten Tarifen. Der polnische Motorsportverband PZM, der diesen Hilfsdienst organisiert hat, ist bemüht, das Netz der Pannenhilfe so weit auszudehnen, daß die wichtigsten Bereiche des Straßenverkehrs in Polen erfaßt werden.

Schutz für Autoböden

Eine Korrosionsschutzwirkung, die diejenige von konventionellen Anstrichen erheblich übertrifft, verspricht der VEB Lackfabrik Teltow bei Verwendung seiner neuartigen PC-Chassis-Lacke „CAR", in denen nachchloriertes PVC enthalten ist. Einsatzversuche über drei Jahre und 150 000 Fahrkilometer hätten eine hohe Schutzwirkung auf Autoböden ergeben. „CAR" wird als öl- und benzinfest bezeichnet und kann auch auf Antidröhn-Schichten gestrichen werden. Der Vertrieb über den Chemiehandel und die Fachgeschäfte wurde eingeleitet.

Schnelle ärztliche Hilfe

ermöglicht dieses moderne Sanitätsfahrzeug vom Typ „SIL-118", das auf den Straßen Moskaus eingesetzt ist. Es verfügt über alle medizinischen Hilfsmittel für die Lebensrettung.

Oktanzahlen garantiert

Die angegebenen Oktanzahlen bei den Kraftstoffsorten VK 79 und VK 88 sind nach einer Minol-Mitteilung in jedem Falle garantiert. Jedoch werden unter den Sortenbezeichnungen häufig schon bessere Kraftstoffe geliefert, so daß tatsächlich Qualitätsunterschiede vorkommen. 47 wissenschaftliche Mitarbeiter, darunter 20 Kontrollingenieure überprüfen in 10 Minol-Labors ständig die Qualität der angelieferten Kraftstoffe. Mit der Lieferung eines Kraftstoffes von über ROZ 88 ist in absehbarer Zeit zu rechnen.

Wasserpolster

Versuche mit Wasserschläuchen und wassergefüllten dünnwandigen Kunststoffbehältern als Stoßstangenersatz oder Polsterinstrumente in Kurven sind in Italien und in den USA erfolgreich unternommen worden. Es zeigte sich, daß die platzenden Wasserbehälter ein großes Energieaufnahmevermögen haben und die Fahrzeuge auch bei Aufprallgeschwindigkeiten bis zu 60 km/h „weich" gebremst werden und nur geringe Beschädigungen erleiden.

Insektenschwärme

Tote Käfer und Insekten, deren Überreste am Autolack kleben, soll man bald entfernen, weil ihre Säuren den Lack angreifen, besonders wenn Haarrisse vorhanden sind. Wartet man mit der Säuberung, so hat man es auch schwerer, weil die Reste verharzen. An Tankstellen stehen dem Personal spezielle Insektenschwämme zum Putzen der Frontscheiben zur Verfügung. Die Schwämme sind jedoch nicht käuflich erhältlich.

Fotos: Hagen, Zentralbild

Vom feinen Gehör der Frauen

Seit der Einführung des freien Sonnabends haben sich die beiden männlichen Vertreter Vater und Sohn Heini dazu verpflichtet, am Sonnabend die Hauswirtschaft zu besorgen. Im Laufe des Jahres hatte sich dann auch der Geschirrbruch ständig verringert. Eines Sonnabends passierte es jedoch wieder mal, daß es draußen empfindlich klirrte. „Das war eine Tasse", stellte die Mutter mit feinem Gespür fest. Tochter Ilse aber sagte: „Das war Vater." „Wieso?" fragte die Mutter. Ilschen darauf: „Wenn es Heinz gewesen wäre, hätte ihm Vater eine geklebt. Heini hat aber nicht geschrien." P. P.

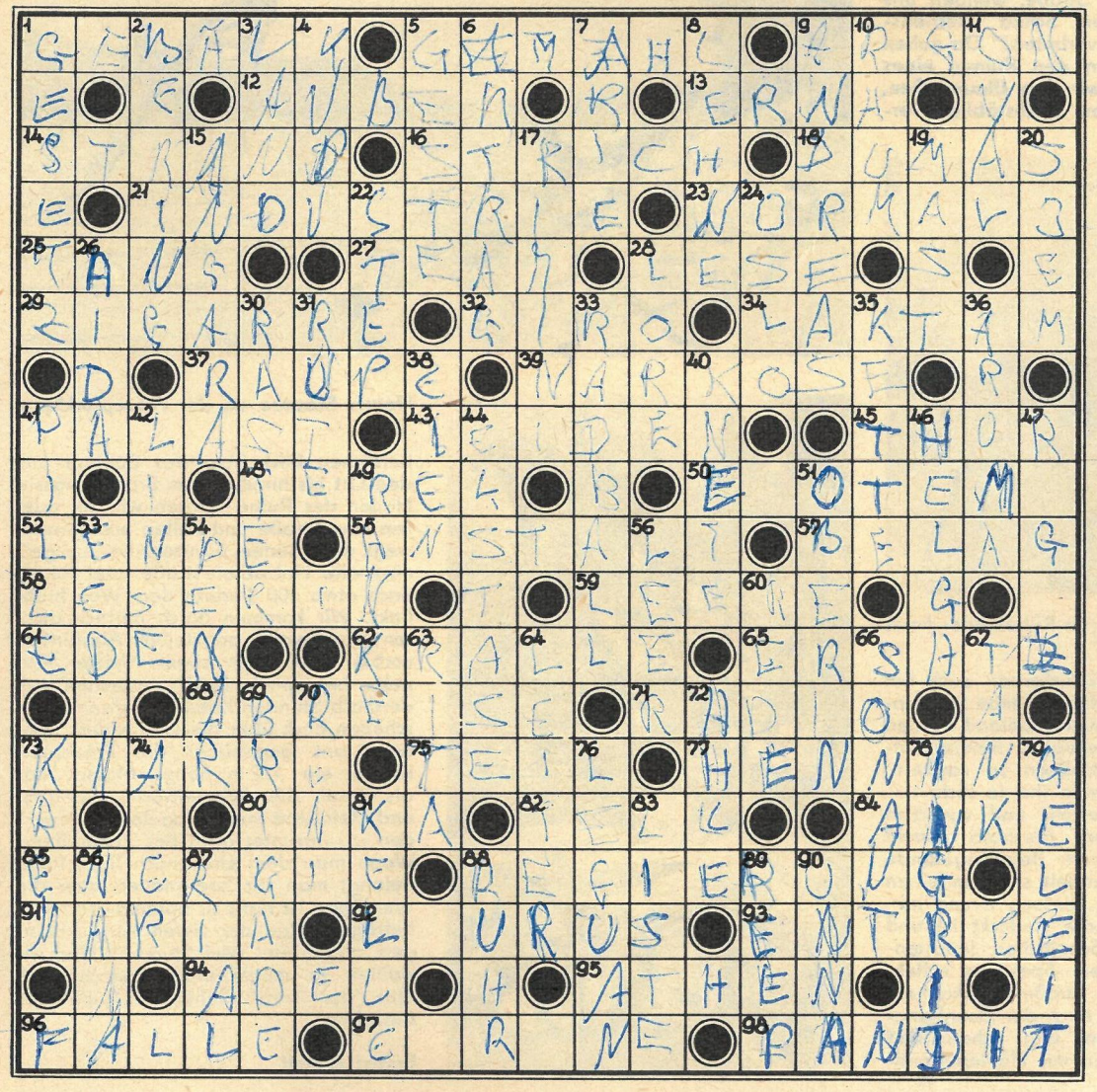
Erbgut

Während einer Sprechstunde fragt ein Lehrer eine Mutter: „Was ich Sie schon immer einmal fragen wollte, Frau Bernhardt, woher hat Ihr Junge nur seinen enormen Wissensdurst?" Frau Bernhardt druckst geniert, ehe sie gesteht: „Das Wissen hat er von mir, Herr Lehrer, aber den enormen Durst von meinem Mann." P. P.

Das Richtige

Sie hatten sich im Ostseebad kennengelernt. Versunken saßen sie am letzten Abend auf der Terrasse des Strandhotels „Seeblick". „Liebst du mich, Rainer?" fragte sie leise. „Du weißt es, Ramona." „Würdest du für mich ins Wasser gehen?" „Gewiß, Ramona." „Und ... würdest du mich auch aus dem Feuer retten, Rainer?" „Liebes Kind", meinte er stirnrunzelnd, „du brauchst keinen Diplomagronomen, du brauchst einen Feuerwehrmann!" F. F.

„Wir sind den ganzen Strand abgefahren und haben kein Mädchen mehr im Bikini gesehen. Sind Sie nun zufrieden?" Foto: Johansson



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. tragende Holzkonstruktion, 5. Ehemann, 9. Edelgas, 12. Komponist der Oper „Die Stumme von Portici", 13. weiblicher Vorname, 14. Uferstreifen, 16. Linie, 18. französischer Schriftsteller („Der Graf von Monte Christo"), 21. Gesamtheit der Produktionsbetriebe, 23. mathematische Linie, 25. Wasserpflanze, 27. Sportmannschaft, 28. Weinernte, 29. Genußmittel, 32. banktechnischer Begriff, 34. chemische Verbindung, 37. Pflanzenschädling, 39. Betäubung, 41. prunkvolles Bauwerk, 43. Krankheit, 45. germanischer Gott, 48. Fluß im Vorland des Kaukasus, 50. Frage, Fragesatz, 52. Körpergegend, 55. Heilstätte, Heim, 57. Brotaufstrich, 58. Zeitungsabonnentin, 59. Vakuum, 61. Paradiesgarten, 62. Teil der Tierpfote, 65. Austausch, Entschädigung, 68. Wegfahrt, Ortsveränderung, 71. Rundfunk, 73. Lärminstrument, 75. Stück vom Ganzen, 77. Fabelname des Hahnes, 80. Herrschergeschlecht im alten Peru, 82. Schweizer Sagenheld, 84. Stahlplatte mit Versteifungen, 85. Tatkraft, 88. Staatsorgan, 91. weiblicher Vorname, 92. Lorbeerbaum, 93. Eintritt, Eintrittsgeld, 94. herrschende Klasse im Feudalismus, 95. europäische Hauptstadt, 96. Fanggerät, 97. griechische Friedensgöttin, 98. indischer Titel.

Senkrecht: 1. staatsrechtlicher Begriff, 2. dänischer Seefahrer und Forscher († 1741), 3. abgegrenztes Gebiet, Feld, 4. afrikanisches Horntier, 5. Gebärde, 6. Ergebnis, Ausbeute, 7. Opernlied, 8. Teil des Stuhles, 9. männlicher Vorname, 10. Zimmer, 11. Ellipse, 15. Fluß in Mittelsibirien, 17. oberitalienische Hafenstadt, 19. Fütterungsverfahren, 20. polnische Volksvertretung, 22. Gesellschaftstanz, 24. norwegische Stadt, 26. Oper von Verdi, 28. offener Güterwagen, 30. drucktechnischer Begriff, 31. Gerte, 33. Sportart, 35. Schmuckgegenstand, 36. Wohlgeruch, 38. Hirschart, 40. Modelliermasse, 41. Arzneimittel, 42. optisches Gerät, 44. Verzückung, Begeisterung, 46. weiblicher Vorname, 47. Bad in der Schweiz, 49. Organ der Kletterpflanze, 51. Mitarbeiterin in einem Krankenhaus, 53. niederländischer Dichter († 1932), 54. altrömische Silbermünze, 56. niedersächsische Kreisstadt, 60. Ansprache, 63. Gestalt aus „Wie der Stahl gehärtet wurde", 64. Verantwortlicher, Chef, 66. silbenbildender Laut, 67. Großbehälter, 69. Arbeitskollektiv, 70. italienischer Maler († 1642), 72. Stechwerkzeug, 73. Süßspeise, 74. Sandrücken unter dem Inlandeis, 76. amerikanische Baumeidechse, 78. Mädchenname, 79. Begleitung, Bedeckung, 81. Maurerwerkzeug, 83. Zusammenstellung, 86. Roman von Zola, 87. iranische Währungseinheit, 88. Infektionskrankheit, 89. starkes Tau, 90. westfälische Kreisstadt.

GEWUSST WO!

Eine kleine Harzreise

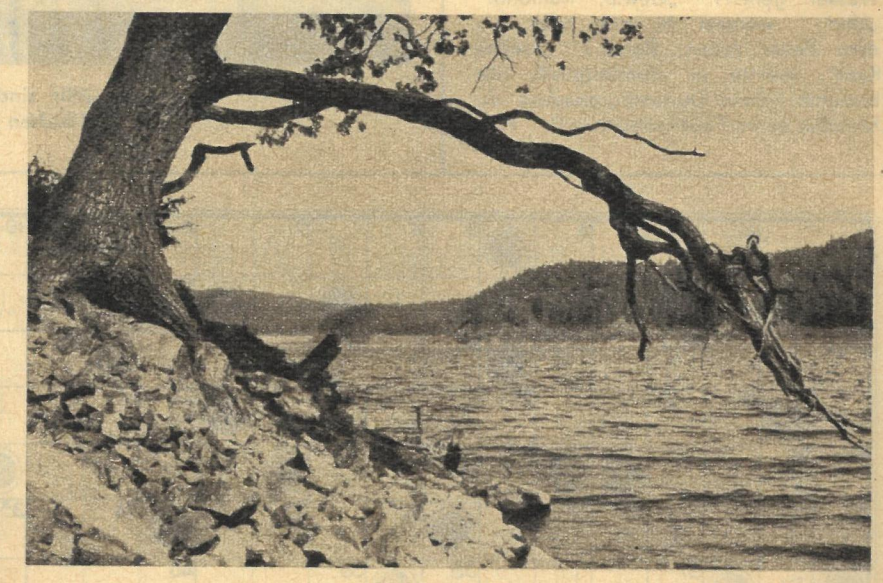
Falls Sie das Schicksal, das Reisebüro oder ein nicht ganz zielstrebig geplanter Harzurlaub mal auf die F 27 zwischen Blankenburg und Elbingerode verschlägt, steigen Sie getrost in Rübeland aus. Der Ort ist nicht groß, Sie sind vorn und hinten sozusagen im Zentrum, nämlich am Bahnhof, in unmittelbarer Nachbarschaft der beiden Standardausflugsziele, den Tropfsteinhöhlen. Falls Sie nun Pech haben und das Häuflein der vor der Unterwelt wartenden Höhlendetektive noch nicht die vorgeschriebene Sollstärke (nämlich mindestens 15 Besucher) aufweist, müssen Sie warten, bis die Gruppe zusammen ist. Und das kann ein Weilchen dauern, wie mir nach siebzig Minuten überraschend klar wurde.

Ganz ohne Warten und ohne Obulus (selbst eine Kurtaxe kennt man in Rübeland nicht, obwohl der Ortsname aus „rühe lan" = Raubland entstanden sein soll) können Sie jedoch einige wirklich erlebenswerte Wanderungen durch die wenig beschilderte, aber um so urwüchsigere Landschaft unternehmen. Vor dem Mittagessen zu empfehlen: ein Spaziergang zum Blauen See. Unmittelbar neben der Baumannshöhle erklimmen wir einen schmalen Weg, der am Höhlenausgang vorbeiführt und nach links immer schönere Ausblicke auf den Ortsausgang und über einen großen Teil des Westharzes freigibt. Nach etwa zehn Minuten sind wir oben angelangt, der Weg endet auf einer weiten Hochebene. Genau nach Westen haben wir das sehenswerte Panorama der Rübeländer Kalkwerke im Kalten Tal, schroffe Siebzigmeterwände, Batterien von Schachtöfen, umfangreiche Gleisanlagen. Neben Rügen und Rüdersdorf hat Rübeland das größte Kalkvorkommen unserer Republik. Angesichts der endlosen Schlangen doppelt bespannter Züge von Spezialwaggons wird klar, warum man in den letzten Jahren den gesamten Streckenabschnitt von Blankenburg bis Elbingerode (mit 6,2 Prozent Neigung!) völlig modernisiert, teilweise neu trassiert und elektrifiziert hat. Sogar ein spezieller Lokomotivtyp wurde für diese Strecke entwickelt. Die Aufschriften der Kalkwagen

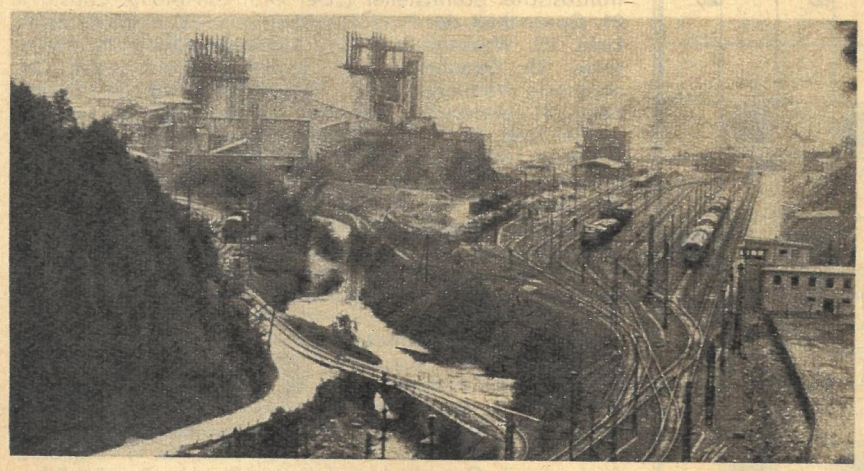
ginnenden Weg folgen wir bis zu einem Bach. Dort weist der Boden massenhaft Wildspuren auf. Mit ein bißchen Glück kann man sogar tagsüber Rotwild an der Tränke beobachten. Wir folgen dem Bach talwärts und gelangen nach einer Viertelstunde durch einen Tunnel (darüber der Damm einer ehemaligen Zahnradbahn) auf die Straße, wenden uns nach links bis zum Schild „Betriebsgelände, Betreten verboten!" Da gehen wir 'rein! Zwischen den Ruinen eines Ringofens sehen wir den Blauen See, der seinen Namen buchstäblich verdient; unwirklich türkisfarben auch bei trübem Wetter. Früher hat man behauptet, die Stadtväter von Rübeland würden zentnerweise Wäscheblau hineinschütten, um diese Attraktion zu zaubern. Aber dann hätte man ihn ja nicht unter Naturschutz gestellt und vor dem Zuschütten bewahrt (deshalb stimmt auch das Schild vom Betriebsgelände nicht mehr). Es handelt sich um einen aufgefüllten Krater, dessen Grund meterdick von Kalkasche bedeckt ist und eben nur jenes Scheibchen leuchtenden Blaus aus dem Spektrum reflektiert. Wenn wir die Straße zurückgehen, gelangen wir kurz nach der Eisenbahnbrücke ins Kreuztal und sehen links einen steilen Felsen mit Höhlenöffnungen. Hier wurde im 18. und 19. Jahrhundert Marmor gebrochen, Steinsammler können noch immer ihre Sammlung ergänzen. Nach zwanzig Minuten sind wir wieder in Rübeland.

Nach dem Mittagessen (drei Gaststätten am Bahnhof!) empfiehlt sich eine Wanderung nach Neuwerk. Von dort der Bode folgend gelangen wir durch ein wildromantisches Tal in die Wendefurter Sperre. Jawohl, der Weg mündet direkt auf dem Grund des Staubeckens, das allerdings im allgemeinen nicht gefüllt ist. Wir gehen so lange ein Pfad ersichtlich ist und bemühen uns dann rechts aufwärts bis zur Straße, die zur Rappbodetalsperre führt. Strapazierfähige Schuhe sind zu empfehlen. Bequemer, allerdings weniger romantisch, ist der Weg auf der Straße von Rübeland, beginnend an der Hermannshöhle. Hinter der ersten Spitzkehre schneiden wir ein Stück ab (kurz bevor die Straße wieder erreicht wird, führt ein Dreiminutenweg auf den Aussichtspunkt Brockenblick, der bei guter Sicht seinem Namen alle Ehre macht) und folgen dann der neuen Straße. Nach genau drei Kilometern befinden wir uns auf der höchsten Staumauer beider deutscher Staaten, an der Rappbodetalsperre. Es hieße Wasser in dieselbe schütten, wenn wir hier ihre Bedeutung im Talsperrensystem des Harzes, dem Bodewerk, erläutern wollten. Das erste Projekt stammt aus dem Jahre 1889, es dauerte jedoch bis ins erste Jahrzehnt unserer Republik, ehe der Bau 1952 begonnen und kurz vor dem zehnten Geburtstag der DDR vollendet wurde. Für Statistiker: Höhe der Staumauer: 106 m, Länge: 430 m (innerhalb der Mauer befinden sich 4,5 km Kontrollgänge), Stauvermögen: 108,5 Millionen m³, Trinkwasserabgabe im Jahr: 60 Millionen m³.

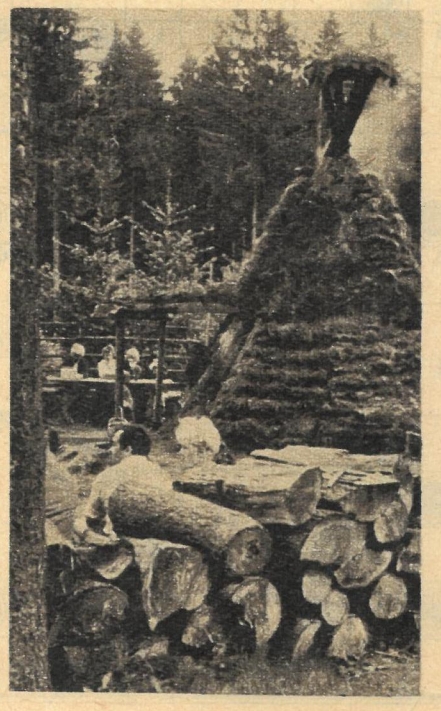
Ein anderer lohnender Nachmittagsausflug führt hinter dem Bahnhof rechts einen Zickzackweg empor zur Burgruine Birkenfeld. Von dort haben wir einen



Natur: Stausee an der Präzeptorklippe



Technik: Kalkwerke Rübeland



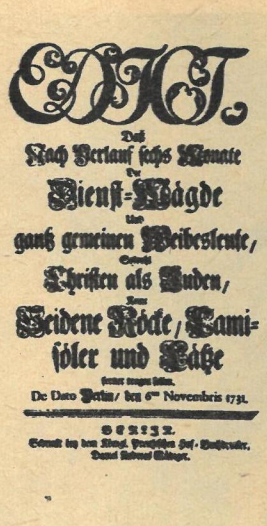
Romantik: Köhlerhütte im Rübeländer Forst

herrlichen Blick über das Bodetal und den Ort bis hinüber zum Brockenmassiv. Hinter der Ruine steigen wir ab, queren eine Straße und halten uns geradewegs nach Süden, kreuzen die „Lange", eine alte Holzabfuhrstraße, und folgen nach etwa 300 Metern dem Weg halblinks. Wir kommen durch herrlich dichten Nadelwald, an steilen Abgründen vorbei, man kann sogar Meister Reineke begegnen. Nach insgesamt anderthalb Stunden haben wir dann einen schönen Blick über die Länge des Stausees, uns gegenüber die Präzeptorklippe, ein 422 m hohes Massiv, das als Insel die Wasserfläche überragt und Heimstatt vieler Vogelarten geworden ist, darunter auch des Fischreihers. Wenn man dem Ufer nach links folgt, gelangt man zur Sperrmauer, aber die Weglänge ist nicht zu unterschätzen, sie beträgt infolge der vielen Ausbuchtungen mindestens zwei Stunden. Und wir wollten ja möglicherweise doch noch eine der Tropfsteinhöhlen Rübelands besuchen.

rf.

Fotos: Rudolf

Kennen Sie sich aus?



Seit Mai dieses Jahres läuft in zb die Serie „Vom Gestern für das Morgen lernen", mit der wir zur Rettung und zum Erhalt technischer Denkmäler aufrufen. Unter anderem veröffentlichten wir einen Ausschnitt aus diesem Foto und den Text jenes Erlasses des „Soldatenkönigs". Welches Museum haben wir in diesem Beitrag vorgestellt?

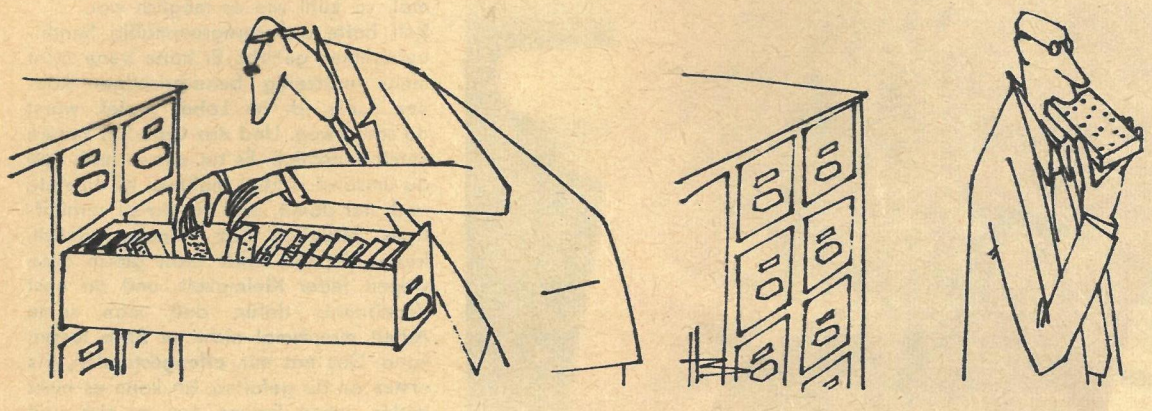
a) das Damastmuseum in Großschönau?
b) das Kunstseidenmuseum in Pirna?
c) die Textil- und Kunstgewerbesammlung in Karl-Marx-Stadt?

Senden Sie bitte Ihre Antwort auf einer Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 41) bis zum 11. Oktober 1968 an Redaktion „Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Str. 14b.

Zur Auslosung kommen:
1 Gewinn zu 50 Mark,
5 Gewinne zu je 10 Mark.

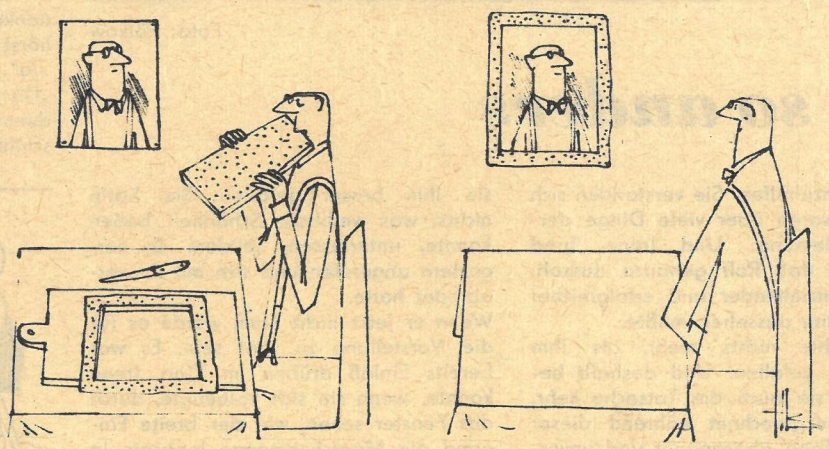
Lösung DDR-Quiz 37: B) Hochsprung mit 2,16 m.

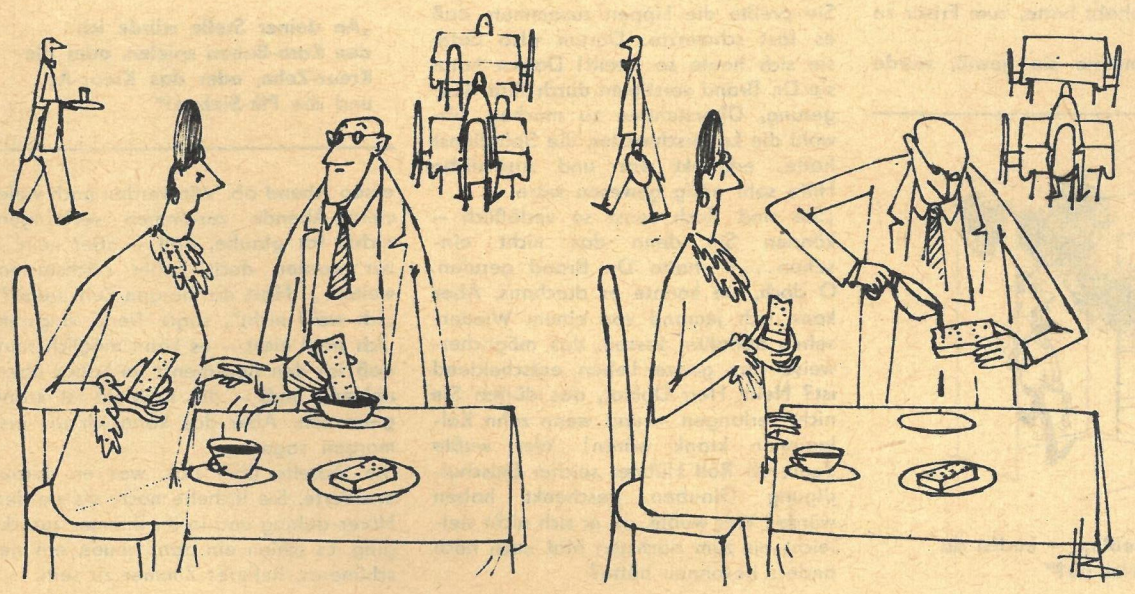
Es gewannen: **50 Mark:** E. Röhricht, Mühlhausen; **je 10 Mark:** Ruth Schulze, Güstrow; Hans-Christian Grafe, Sondershausen; Käthe Eberlein, Stadtroda; Paul Köhler, Dresden; W. Krack, Prenzlau.



Kuchenkunststückchen

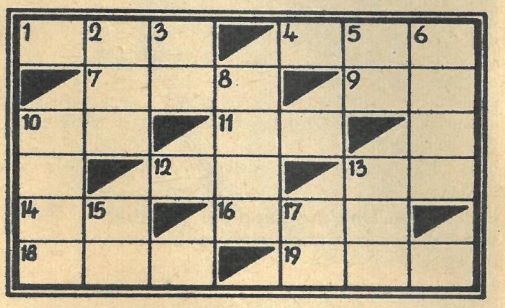
Vorgeführt von Henry Büttner





Silbenkreuzworträtsel

Waagerecht: 1. kuschitisches Volk in Ostafrika, 4. Insekt, 7. Beleuchtungskörper, 9. deutscher Komponist, 10. Spielklasse im Sport, 11. Nebenfluß der Aller, 12. Ballspiel zu Pferde, 13. Stacheltier, 14. indischer Heros und Gott, 16. Werden, Entstehen, 18. russischer Schriftsteller († 1883), 19. nordostspanische Industriestadt.
Senkrecht: 2. Dessertwein, 3. Hohlmaß, 5. deutscher Schriftkünstler († 1954), 6. Saugwurm, 8. Sprachneuerer, 10. gesamte schriftliche Überlieferung, 13. Nebenfluß der Rhone, 15. Körperorgan, 17. Fluß in der UdSSR.



Rätsellösungen aus Heft 40

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Kisel, 5. Artel, 9. Blesse, 14. Themse, 15. Leba, 16. Eljen, 17. Maure, 18. Eisen, 19. Spinne, 20. Terenz, 22. Knut, 24. Skene, 27. Rhenen, 29. Kater, 30. Rakett, 32. Ire, 34. Anita, 35. Rost, 37. Rebus, 40. Area, 42. Ironie, 43. Orion, 44. Enzian, 45. Runge, 46. Kabale, 48. Ideale, 52. Luege, 54. Erato, 56. Kasper, 59. Anklam, 60. Steig, 62. Troika, 63. Spiel, 64. Steppe, 66. Labe, 68. Stein, 70. Iota, 71. Imide, 73. All, 75. Alalie, 77. Ulkus, 79. Isatin, 83. Liter, 85. Grat, 86. Treppe, 88. Krater, 89. Maria, 90. Rogen, 91. Mensa, 92. Arat, 93. Abrede, 94. Ikarus, 95. Seine, 96. Uelle. – Senkrecht: 1. Komor, 2. Stute, 3. Ehrenburg, 4. Leere, 5. Asen, 6. Reizker, 7. Elektra, 8. Lenne, 9. Bast, 10. Emirat, 11. Sense, 12. Elektrode, 13. Sein, 21. Eni, 23. Urahne, 25. Eton, 26. Este, 28. Hue, 30. Riviera, 31. Kainit, 33. Ranke, 36. Sial, 37. Rerik, 38. Bonus, 39. Siele, 41. Elbe, 44. Elena, 47. Agnosie, 49. Dosis, 50. Adele, 51. Eugen, 53. Urteil, 54. Elba, 55. Amsel, 57. Auto, 58. Papaleksi, 59. Akteur, 61. Tetrapode, 64. Siel, 65. Etat, 66. Laktate, 67. Bastian, 69. Ili, 72. Mieten, 74. Lie, 76. Arrak, 78. Lamas, 80. Spreu, 81. Tegel, 82. Nante, 84. Igel, 85. Gras, 87. Rabe.

Silbenrätsel. 1. Drillmaschine, 2. Innviertel, 3. Einbuße, 4. Elevator, 5. Innerste, 6. Naive, 7. Zäsium, 8. Intellektueller, 9. Gedanke, 10. Elisabeth, 11. Maeterlinck, 12. Ewenken, 13. Trikotage, 14. Honolulu, 15. Offensive, 16. Dardanellen, 17. Eierstab, 18. Emulsion, 19. Innereien, 20. Nadelkap, 21. Enzian, 22. Neuseeland, 23. Fassade, 24. Riemenschneider, 25. Erinnerung, 26. Urnersee, 27. Niethammer, 28. Damaskus, 29. Ziegenlippe, 30. Unruhe, 31. Gascogne, 32. Emotion, 33. Wangenheim. – „Die einzige Methode, einen Freund zu gewinnen, ist die, ein Freund zu sein." – Emerson.

Rätselschnecke. Von außen nach innen: Sirene, Hegel, Lotse, Dreher, Eimer, Einem, Most, Alken, Halma, Etat, Tatra, Bora, Tadel. – Von innen nach außen: Leda, Taro, Bart, Atta, Team, Lahn, Eklat, Somme, Niere, Miere, Herde, Stolle, Gehen, Eris.

Foto: Pölkow

Annelore Weimer:

Du bist so anders

Sie saß in dem kleinen Café gegenüber vom Kino und rührte emsig mit dem Teelöffel in ihrer Tasse herum. Nicht etwa, weil sie Zucker hineingetan hatte – süßen Kaffee mochte sie gar nicht –, sondern nur, damit sie irgend etwas zu tun hatte, damit es eine Stelle gab, auf die sie blicken konnte. Sie hatte es satt, die Gäste an den Nachbartischen zu betrachten oder gelangweilt auf die gelblichen Gardinen mit dem kleinen Loch in der rechten oberen Ecke zu starren.

Wenn er jetzt nicht kam, würde er kaum noch den Mantel ausziehen und etwas bestellen können. Die Filmvorstellung fing doch bald an ...

Am Nebentisch zahlte schon ein junges Paar. Wahrscheinlich wollten sie auch ins Kino. Er legte ihr die Jacke um die Schultern. Es war nicht nur eine Höflichkeit. Während er den Kragen glatt strich, berührte er ganz leise und zärtlich ihr Haar ...

Irene seufzte unhörbar. Jetzt saß sie schon beinahe eine Stunde hier allein am Tisch. War das nicht dumm von ihr? Andere Mädchen warteten sicher nicht so lange bei einem Rendezvous – und noch dazu bei dem ersten ...

Sie hatte Rolf Hübner während der Messe in Leipzig kennengelernt. Er war Berichterstatter des Rundfunks. Ein paarmal waren sie einander durch Zufall begegnet. Dann fingen sie an, dem Zufall nachzuhelfen. Sie verstanden sich gut. Sie waren über viele Dinge derselben Meinung. Und Irene fand außerdem, daß Rolf genauso aussah, wie ein anziehender und erfolgreicher junger Mann aussehen mußte.

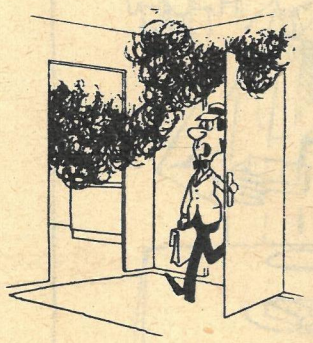
Sie wünschte nichts mehr, als ihm ebenso zu gefallen. Und deshalb bekümmerte sie auch die Tatsache sehr, daß sie ausgerechnet während dieser Leipziger Tage abgespannt und unvorteilhaft ausgesehen und überdies nicht einmal Zeit gehabt hatte, zum Frisör zu gehen.

Heute, das meinte sie gewiß, würde sie ihm besser gefallen. Sie hatte nichts, was weibliche Schönheit haben konnte, unterlassen, seitdem er vorgestern angerufen und sich mit ihr verabredet hatte.

Wenn er jetzt nicht kam, würde es für die Vorstellung zu spät sein. Es war bereits Einlaß drüben im Kino. Irene konnte, wenn sie sich vorbeugte, durch das Fenster sehen, wie der breite Eingang die Menschenmenge langsam in sich aufsog ...

Sie preßte die Lippen zusammen, daß es fast schmerzte. Darum also hatte sie sich heute so beeilt! Darum hatte sie Dr. Brand verstimmt durch ihre Weigerung, Überstunden zu machen, obwohl die Laborschwester, die Spätdienst hatte, erkrankt war und zusätzliche Hilfe sehr nötig gewesen wäre.

„Sie sind doch sonst so verläßlich – können Sie denn das nicht einsehen ...?" hatte Dr. Brand gerufen. O doch, sie konnte es durchaus. Aber kann sich jemand von einem Wiedersehen abhalten lassen, das möglicherweise fürs ganze Leben entscheidend ist? Nein, Herr Doktor, das dürfen Sie nicht verlangen – und wenn zehn Kolleginnen krank wären! Wer wußte denn, ob Rolf Hübner solcher Entschuldigung Glauben geschenkt haben würde? Wer wußte, ob er sich nicht vielleicht bis zum nächsten Mal doch noch anders besonnen hätte?



„Hallo, Liebling – kochst du oder bügelst du?"

Nun, und jetzt war er es, der nicht kam. Ohne jede Entschuldigung blieb er fort ...

Die Straße drüben vor dem Kino war leer geworden. Die Leuchtreklamen schimmerten auf dem Pflaster wider ... es hatte wohl inzwischen geregnet. Irene bemerkte, daß der Kellner zu ihr herüberblickte. Lächelte er nicht ein wenig? Nein, wahrscheinlich war das Einbildung. Wer konnte schon wissen, daß sie jemanden hier erwartet hatte, daß ihr das kleine Café jetzt öde und häßlich erschien und der Abend leer war wie nie ein Abend zuvor.

Sie zahlte und ging.

Als die Wirtin an ihre Zimmertür klopfte, war Irene schon ausgezogen und hatte keinen anderen Wunsch, als die letzten Stunden dieses Tages, die ein so unfreundliches Gesicht hatten, zu verschlafen.

„Fräulein Irene – ein Anruf für Sie!"

Irene warf sich den Bademantel über und lief hinaus. Der Telefonhörer wartete neben dem Apparat auf dem kleinen Tischchen und sah merkwürdig bedeutungsvoll aus. „Irene ...?" sagte er, als sie ihn aufnahm.

„Ja ..." antwortete sie. Sie war aufgeregt, empört und glücklich zugleich. Aber Rolf sollte um keinen Preis die Freude wahrnehmen und die Wirtin, die noch an der Tür stand, überhaupt nichts von alldem. Irene wandte ihr den Rükken zu. „Bitte –?" sagte sie noch einmal, so kühl wie es möglich war.

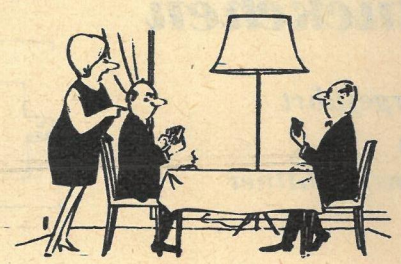
Rolf hatte außerprogrammäßig Sendeaufnahmen gehabt. Er hatte Irene nicht mehr rechtzeitig benachrichtigen können. „Als ich im Labor anrief, warst du schon weg. Und das Café hat keinen Telefonanschluß. Es tut mir so leid, daß du umsonst warten mußtest. Ich tröstete mich nur damit, daß du ein so vernünftiges Mädchen bist – nein, wirklich, Irene! Du bist doch nicht gleich böse wegen jeder Kleinigkeit, und du hast Verständnis dafür, daß man seine Arbeit manchmal nicht im Stich lassen kann. Das hat mir, offengestanden, als erstes an dir gefallen. Ich kann es nicht leiden, wenn Frauen nur an sich und an ihr Aussehen und wieder an sich denken. Du bist so anders ... Irene? – hörst du mich, Irene ...?"

„Ja", sagte Irene.

„Du bist also nicht böse, nein? Es war dumm, daß es heute so kam – aber schließlich hängt ja doch nichts von dem einen Abend ab. Wir werden noch viele, viele Abende zusammen verbringen, nicht? Ich glaube, daß – aber nein – wir werden doch lieber nächstesmal weiter ... Hast du morgen Zeit, Irene?"

„Ich weiß nicht", sagte Irene langsam. „Ich weiß nicht – es kann möglich sein, daß ich den Spätdienst im Labor übernehmen muß – die Kollegin ist krank geworden. Aber das kann ich dir erst morgen sagen ..."

Sie lächelte über das, was er darauf erwiderte. Sie lächelte noch, als sie den Hörer anhing und in ihr Zimmer zurückging. Es schien ein ganz neues, ein viel schöneres, helleres Zimmer zu sein.



„An deiner Stelle würde ich den Karo-Buben spielen, oder die Kreuz-Zehn, oder das Kreuz-As und die Pik-Sieben!"